Paul Ernsts Auffassung vom Amt des Dichters

Ein Beitrag zur Deutung des Grundgefühls seiner theoretischen Schriften

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der Philipps-Universität zu Marburg

Vorgelegt von
Wilhelm Löw
aus Hilchenbach

Marburg 1938

Gedruckt in der Buchdruckerei Wesener Nachfolger, Hilchenbach in Westfalen

Paul Ernsts Auffassung vom Amt des Dichters

Ein Beitrag zur Deutung des Grundgefühls seiner theoretischen Schriften

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der Philipps-Universität zu Marburg

Vorgelegt von
Wilhelm Löw
aus Hilchenbach

Marburg 1938

Gedruckt in der Buchdruckerei Wesener Nachfolger, Hilchenbach in Westfalen

Als Dissertation angenommen am 26. April 1938.

Berichterstatter: Professor Dr. Mayne.

Tag der mündlichen Prüfung: 27. April 1938.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

„Das Schicksal der neueren Poesie überhaupt ist ihr literaturgeschichtlich bewußtes Verhältnis zur Poesie aller Zeiten und Völker, welcher gegenüber sie als Nachahmung oder Nachklang erscheint. Was aber die Dichter betrifft, so dürfte es sich wohl lohnen, der Persönlichkeit des Dichters in der Welt und ihrer enorm verschiedenen Geltung von Homer bis heute einmal eigens nachzugehen."

Jakob Burckhardt,
„Weltgeschichtliche Betrachtungen"
(Kröners Taschenausgabe Bd. 55, S. 72).

Einleitung.

Solange Dichter dichteten, haben sie nach Gott und der Welt gefragt. Die Sterne ihres Schaffens kreisten um das Rätsel von Jenseits und Diesseits, Traum und Tat, Idee und Realität. Sie errichteten im flüchtigen Leben des Volkes das Bild der ewigen Werte, die es mit dem unendlich fließenden Strom des Geistes in wechselseitiger Berührung erhielten. Es war die Tat des großen Dichters, die höheren Mächte der Welt zu bilden durch das Geheimnis seiner Schöpfung. Immer hieß Dichtung Weltgestaltung, und ihr Gewicht wurde bestimmt durch die Ranghöhe der geistigen Welt, die ihr zu bilden glückte. Und so, wie die begrifflich nur schwer faßbare Wirksamkeit des dichterischen Werkes bis in unsere Zeit hineinragt – und die Dichtung in ihr als wesentlicher Lebens- und Menschheitsvorgang unser Sein und seine Ausdrucksformen mitbestimmt –, sind die eigenen, inneren Gesetze lebendig geblieben, in deren Reich die dichterische Phantasie ihre Weltgestaltung vollzog. Jeder Seinsbereich des Geistes bringt die ihm angemessenen Gesetze hervor, mit denen er seine Grenzen festlegt oder mit deren Hilfe er über die Grenzen hinaus den Vorstoß in transzendente Räume wagt. So hatte die ursprüngliche dichterische Frage nach Gott und der Welt eine zweite zur Folge: die Frage nach den Maßstäben, Mitteln, Formen und Wirkungssphären, die als Gesamtheit der ursprünglichen Frage nach Gott und Welt zugrunde liegen und sie ermöglichen. Je umfassender und bedeutsamer die Dichtung war, desto eindringlicher fragten ihre Schöpfer und Meister nach den Gesetzen ihres Schaffens. Der begeisterte Seher wurde zum Denker, der Dichter oft genug zum Philosophen. Die Notwendigkeit des höheren Berufes erforderte oft von seinen Trägern sowohl die Herrschaft über Schau, Schöpfung und Idee, als auch die ernste Bemühung um Kritik und begriffliche Erkenntnis. Es sei aber hier angedeutet, daß das Streben nach begrifflicher Erkenntnis sich nicht auf a l l e Dichter erstreckt und vor allem nicht für jede Zeit das Gleiche bedeutet. Besinnung über dichterische Technik findet schon früh statt, während die Aesthetik als allgemeine Theorie des Schönen und der Kunst neueren Ursprungs ist. Sie beginnt erst dann Ausgangsort für die wesentliche Sichtung eines gesamtdichterischen, die künstlerische Technik bei weitem übergreifenden Bereiches zu werden, als die Stellung der Kunst selber fraglich und umstrittener wird. In jedem der ästhetisch angeschnittenen und begrenzten Probleme liegt nun zugleich ihre Ausweitung ins Allgemein-Menschliche und seine unbegrenzbaren Anliegen (zumindest als Möglichkeit) beschlossen. Mit dem Einsatz von Lessing ungefähr beginnt in Deutschland eine Epoche schöpferischer, an der dichterischen Wirklichkeit überprüfter Kunstkritik, in der sich die Lehre vom Schönen unter dem Eindruck der zunehmenden Verflachung des Kulturzustandes immer mehr in die Frage nach dem Notwendigen im Schönen und dem

Schönen als Notwendigem verwandelt. Im gleichen Maße, wie die ästhetische Betrachtung der Dichter über die technische und idealische Auffassung der formalen Schönheit hinaus vorrückt, verstärkt sich der existenzielle Charakter der dichterischen Theorie, dessen Vorhandensein eigentlich erst jetzt erkennbar wird. Schwächere Kräfte kamen nicht über die Arbeit an der reinen Aesthetik hinaus, stärkeren aber gelang es, den Inhalt und die Formen ihrer Dichtung als Ganzheit und Gesamtheit zu begründen. Blieben jene oft in den Aeußerlichkeiten der Kunst haften, so gelang diesen, auch außerhalb der Dichtung, mit dem Mittel der Theorie und unter Einsatz all ihrer geistigen und sittlichen Fähigkeiten, eine Darstellung ihres dichterischen Lebensgefühls, dem sie so – indem sie es in einem natürlichen Zusammenhang mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln betrachteten – auch auf dem Wege mehr abziehender, gedanklicher Erfassung eine tiefere, bleibende Gültigkeit sicherten.

Ihnen, den durch ihre Berufung Gezeichneten, durch ihre Schöpfung Geweihten und durch ihr Können Ermächtigten, verdanken wir die wahre Einsicht in das Wesen der Dichtung. Sie schufen von Lessing bis Hebbel und darüber hinaus den Schatz dessen, was wir an Erkenntnis über die Dichtung unser Eigen nennen[1]). Mit dieser Feststellung soll weder das Verdienst der Literaturwissenschaft geschmälert, noch ihre Berechtigung angezweifelt werden. Aber es handelt sich bei der schöpferischen Kritik des Dichters, die sich eher Schau, denn Erkenntnis nennen läßt, und der literarhistorischen Kritik und Betrachtungsweise um gänzlich verschiedene Vorgänge. Wissenschaft von der Dichtung kann die ihr durch das Vorhandensein der Dichtung gestellte Aufgabe nur diskursiv lösen. Es findet bei ihr jeweils die Annäherung an einen gegebenen Stoff statt, den sie nach bestimmten Gesichtspunkten, die ihr durch das Werk selber und die Art ihrer Betrachtung gesetzt sind, zu deuten versucht. Ihr fehlt notwendig das Schöpferische im eigentlichen Sinn. Sie erzeugt keine neue Welt, sondern erforscht Inhalt und Formen einer bereits vorhandenen. Die Literaturwissenschaft erhält ihren Zweck durch das dichterische Werk. Sie empfängt also ihren verpflichtenden Auftrag von einem geformten und Gestalt gewordenen geistigen Sein und steht darum zu ihm in der unmittelbaren Beziehung des Dienstes. Sie bedeutet auf ihrer höchsten Ebene die Sichtbarmachung der Gesetzmäßigkeit einer durch Intuition entstandenen inneren Welt durch diskursive Mittel. Sie kann bei ihrer Verfahrensweise nicht absehen vom Ursprung und den dunklen Gründen der Herkunft dichterischer Schöpfung; sie erfährt sie aber erst vom Werk her oder erstrebt mit der umfassenden Frage nach dem Werk auch die Frage nach ihnen.

Wie unterscheidet sich nun von der eben geschilderten begrifflichen Erfassung der dichterischen Welt und des dichterischen Werkes jene Erfassung, mit der der Dichter selber sich seinem eigensten Reich zuwendet? Auch von

[1]) Bei dieser Behauptung ist die theoretische Besinnung von Dichtern anderer Sprache außer acht gelassen worden.

ihr war schon ausgesagt worden, sie bringe das begriffliche Denken in Anwendung. Selten reichte das Vermögen des Dichters zu einem ganzheitlichen Verfahren – als Beispiel wurde das Verharren in der Aesthetik erwähnt –, dem großen Dichter aber geht es darum, die gesamte dichterische Welt gedanklich zu ergreifen und den Schleier zu heben, der auch vor den eigenen Augen des Schöpfers das Geheimnis der Entsprechung von Inhalt und Form, der Rätselhaftigkeit der eigenen Kraft und Berufung, der Herkunft und des Hinwegs verborgen hält. Schon die Herausnahme der Dichtung aus der Welt des geistigen Seins überhaupt, die doch ein in sich seiendes unteilbares Ganzes darstellt, gibt eine wissenschaftliche Denkgewohnheit des Urhebers zu erkennen, der in seinem Drange nach Einsicht in einen ihm vorliegenden Zustand darauf angewiesen ist, sich besonderer Begriffe zu bedienen. Die Dichtung, von der der Begriff „Dichtung" abgezogen ist, gehört an sich zu dem Leben einer Welt, mit dem sie als unbestimmbare Wirklichkeit im Zusammenhang anderer Wirklichkeiten unlöslich verbunden ist. Diese Welt hinlänglich zu bezeichnen, ist unmöglich. Obwohl ihre Ursprünge im geistschöpfenden Menschen ruhen, durch dessen Werk sie sich unablässig erneuert, läßt sich doch bei allem Reichtum der menschlichen Sprache kein Wort finden, das in sich eine Deutung dieser auszudrückenden Vieldeutigkeit enthielte. In dieser Welt zeigt sich unser gesamtes Leben als auf einer höchsten Ebene wahr und wirklich. Sie trägt die Züge einer Ordnung und Harmonie aller Mächte des geistigen Seins, die hier in ihrer eigentlichen Bestimmung und reinen Form miteinander vereinigt und tätig sind. Die Theorie des Dichters abstrahiert also von dem großen, dem Begriff „Dichtung" übergeordneten Zusammenhang, aus dem er die Dichtung herauslöst. Er weiß um die Gefahr seines Tuns, aber er weiß ebensosehr um dessen Notwendigkeit. Seine Kunst wird geprägt durch sein unmittelbares Erleben, und sie verdankt ihm seine Entstehung. Sein dichterisches Werk ist durchwaltet von seinen Gefühlen und seinem Erlebnis. Mit der Reflexion über Kunst, über seine Dichtung, verwandelt er sich jedoch aus dem Dichter, der er seiner Natur nach ist, in den Denker. Er denkt meist nur zu bestimmten Zwecken, nicht systematisch, so daß sein Denken anders gewertet werden muß als jenes, das wir herkömmlich unter Philosophie verstehen. Es wäre falsch, in dem Denken des Dichters gegenüber jenem anderen des Philosophen etwas Zweitrangiges erblicken zu wollen; es wäre aber ebensowenig richtig, das theoretische Schaffen des Dichters nur in Hinsicht auf sein dichterisches Werk abzumessen und dem einen einen Platz als Dienerin des anderen anzuweisen. Dem Dichten und dem Denken ist beiden der eine schöpferische Grund eines Dichters gemeinsam; es wird so, was in der Dichtung fraglos als geformte Macht des inneren Seins sich äußert, als begrifflich Gestaltetes in seinem theoretischen Werke erkennbar sein. Auch seine Gedanken werden beweisen, wie sehr sie mit der Unmittelbarkeit seines Erlebens verwandt sind, in dessen Atem seine Dichtung lebt. Sie vermitteln uns eher den Eindruck seiner Herrschaft in seinem Reiche, als den

eines Dienstes an ihm. Hier ist auch die Grenze zur Literaturwissenschaft klar gezogen; noch die letzte theoretische Zeile eines Dichters ist geschöpft aus der ihm eigenen Originalität und zeugt für das Weltbild, das seine Dichtung mit anderen Mitteln zu geben sich bemüht.

Das Wesen der dichterischen Theorie ergibt sich aus dem jeweiligen Welt- und Gestaltungsvermögen des einzelnen Dichters. Seine Richtung und Ansatzpunkte werden ihm ferner aufgezwungen durch die Anforderungen der Zeit und des stetig im Wandel begriffenen Gesichtes seiner Umwelt. Es ändert nichts am grundsätzlichen Charakter der theoretischen Arbeit des Dichters - die aus der Vergangenheit in die Zukunft weist -, wenn sie ihren Ausgang bei der Bedrängnis der Gegenwart nehmen muß, ja erst von dorther verursacht wird. Zeiten, in denen der Dichter sich im Einklang findet mit dem Geist und Gefühl der ihn umgebenden Gesellschaft, lassen ihn seine Kraft an eine Aufgabe von anderer Beschaffenheit wenden als die, welche durch seine Einsamkeit in einer verständnislosen, halb zerstörten und unfrommen Welt hervorgerufen wird. Seine Einsamkeit und sein Unverstandensein stellen ihn ganz auf sich selbst. Da er in der Wirklichkeit die Bedingungen einer Gott und dem Dichter zugetanen Seinsordnung nicht antrifft, gewinnt er sie für sich und sein Werk neu in gedanklicher Gestalt. Der Dichter als Denker ermöglicht sich durch die Errichtung eines neuen Wertreiches den Boden für die Welt seiner Dichtung, wobei ihn die Hoffnung beseelt, die von ihm gewollte Heiligkeit seiner Gedanken möge seiner Dichtung zu der ihr gebührenden Wirksamkeit mitverhelfen. Der Ernst seiner Lage treibt ihn zu den schwersten und entscheidendsten Fragen des Dichters überhaupt; indem er sie beantwortet, eröffnet er seine Welt bis in ihre letzten Ursprünge.

Die eben aufgezeigte Situation ist die Situation des Dichters P a u l E r n st. Ueber der Auseinandersetzung mit einer ihm als unvernünftig und unsittlich erscheinenden Zeit kam er zum Bau einer eigenen, hohem Ethos nachlebenden, gotterfüllten und vom Dichter begeisterten Welt. Auch als Denker glaubte er sich einem jenseitigen Auftrag verpflichtet, den er im Diesseits zu erfüllen habe. Sein im Glauben an metaphysische Werte gründendes Ringen ist hauptsächlich niedergelegt in den Bänden, die in seinen Gesammelten Werken als „Theoretische Schriften" vorliegen, daneben in den autobiographischen „Jugenderinnerungen" und „Jünglingsjahren"[2]). Die beiden letzten Bände erschließen, obwohl aus der in ihnen vorhandenen Einheit des Grundes Denken und Dichten in gleicher Wichtigkeit hervorwachsen und sich durchdringen, klar das gedankliche Sein der Welt

---

[2]) Auf den Inhalt von zerstreut erschienenen Aufsätzen und Abhandlungen wird, soweit es die Arbeit forderlich erscheinen läßt, besonders eingegangen und hingewiesen werden.

Paul Ernsts in ihrem überall wiederkehrenden Wesen; sie wurden daher in den Rahmen der Arbeit mit einbezogen[3]).

Die Leidenschaft der Unerbittlichkeit des Betrachters sich selbst und dem Gegenstand seiner Betrachtung gegenüber, die Gewißheit und Ueberzeugung des Sprechenden und Schreibenden, Mund und Werkzeug der letzten, Geist und Leben spendenden Macht überhaupt zu sein, erklären den Unbedingtheitscharakter des theoretischen Werkes von Paul Ernst. Er fühlt die eigene schöpferische Tätigkeit des Geistes und der Seele als die Verwirklichung der überpersönlichen, begrifflich in ihrer Ganzheit nicht zu deutenden geheimnisvollen Gewalt, aus der alles Sein kommt und in die es wieder mündet in ununterbrochener, namen- und zeitloser Folge. Aus dem Anspruch dieser Gewalt auf ihn selber versteht Paul Ernst beides: sein Dichten und sein Denken. Sein ist Tätigsein, Tätigsein im Dienste der jenseitigen Gewalt; Dichten und Denken werden notwendig von dort her, und Denken heißt für Paul Ernst, die Beziehungen von jener übergeordneten, absoluten Gewalt zur Welt des Dichters durch die Erkenntnis zu klären versuchen. So steht auch die gedankliche Arbeit im Auftrag jener höchsten Macht; im Hinblick auf ihre Sichtbarmachung und Ermöglichung geschieht die Zwecksetzung des denkenden Dichters. Sein Denken richtet sich also von vornherein auf unumstößliche Gesetze, deren Wirksamkeit keinem Zweifel unterworfen ist, und die für sich den Rang der Absolutheit beanspruchen. Diese Welt, deren Absolutheit Gesetz ist, wie sie selber Gesetze gibt, kann nicht absoluter gedacht werden, als sie ist. Ihr Sein ist das göttliche Sein, ihr Grund ist Gott, wie Gott für Paul Ernst der Grund des Denkens ist. Da ihr Sein von Paul Ernst als Leitbild und als Grund der höchsten Dichtung verstanden, Dichtung also welthaft, das heißt als aus dem göttlichen Urgrunde der Welt hervorgegangen und zu ihm hinführend gesehen wird, muß dem Denken aus eben dem gleichen Grunde um der Dichtung und dieses Grundes willen eine besondere Bedeutung zuerkannt werden. Dieses Denken ist in verwandtem Sinne welthaft wie die Dichtung, weil es sich der gesamten, aus göttlichem Grunde existierenden Welt bemächtigt, um in ihr eine, wenn auch gedankliche Beziehung herzustellen zwischen der Macht des jenseitigen und des diesseitigen Seins, aus dessen Mitteln, ebenso wie die Dichtung, auch das

---

[3]) Wo im Verlaufe der Arbeit zitiert wird, erfolgt eine Benennung der Werke in dieser Weise:

Der Weg zur Form – Weg z. F.
Ein Credo – Credo (Ausgabe 1935).
Tagebuch eines Dichters – Tagebuch.
Zusammenbruch des deutschen Idealismus – Zusammenbruch.
Die Grundlagen der neuen Gesellschaft – Grundlagen.
Erdachte Gespräche – Gespräche.
Jugenderinnerungen – Jugender.
Jünglingsjahre – Jünglingsj.

Sperrungen innerhalb benutzter Ernstscher Texte, die der Verfasser dieser Arbeit selbst vornimmt, werden durch die Anmerkung: „Vom Verf. gesperrt" kenntlich gemacht.

Denken zustande kommt. Da die Frage des Denkers Paul Ernst nach der Dichtung die Frage nach der Welt und dem göttlichen Ursprung beider Bereiche des Seins einschließt und seine Schau der Dichtung und der ihr innewohnenden Kraft, ihrer Inhalte und Formen, ihrer Voraussetzung und Erfüllung, ihrer Lebensbedingungen und Wirksamkeit sich darüber hinaus erweitert zur Bemühung um die Gründe der geistigen Existenz überhaupt, können seine theoretischen Aeußerungen betrachtet werden als das Ringen eines nicht unwichtigen Suchers der Zeit um die bleibenden, höchsten Werte des Seins. Er sieht sie von der Zeit bedroht, wodurch er veranlaßt und gezwungen wird, einen nicht geringen Teil seines Schaffens der Auseinandersetzung mit der Gegenwart und ihren konkreten, bedingten Gegebenheiten zu widmen. „In die Dichtung darf solche Arbeit der Auseinandersetzung nicht eingehen . . . Aber die Auseinandersetzung war doch nötig . . ." (Vorwort zum Tagebuch). Paul Ernst hat es aber vermieden, allzu Subjektives auszudrücken, unter dem die objektive Wirksamkeit seines Werkes gelitten hätte. Diese Wirksamkeit entspricht seiner Absicht, „nicht Subjektives auszudrücken, sondern Objektives zu wirken" (Weg z. F. S. 21). Objektive Wirksamkeit aus Objektivität, die das Weltganze empfindet und zu einer großen Harmonie gelangt ist.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich unzweideutig schließen, wie maßgeblich für Paul Ernst der Beruf des Dichters sein muß. Er schaut ihn mit der Inbrunst, von deren Glut fast jeder Satz seines gedanklichen Werkes zeugt. Es ist selbstverständlich, daß bei der Heiligkeit, durch die sich die Dichtung in der Auffassung Paul Ernsts auszeichnet, der Dichter für ihn im Bilde der Welt ein erhabenes Amt bekleidet[4]). Wie die Frage nach der Dichtung die Frage nach Gott einschließt, so ist weiterhin die Frage „Was kann uns Dichtung heute sein, wird Dichtung noch weiter bestehen?" (Zusammenbruch S. 477) die Frage nach dem Amt des Dichters. Wie Paul Ernst dieses Schöpferamt im Sein bestimmt, will die folgende Untersuchung zeigen[5]).

Die Frage nach dem Amte des Dichters zu stellen, seine höhere, heilige Wirklichkeit im Reiche der Idee mit der überlieferten Begriffswelt und dem

---

[4]) Der von Heinz Kindermann herausgegebene Sammelband „Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart" (Leipzig 1933) legt ein eindringliches Zeugnis dafür ab, wie notwendig dem Dichter von heute die Frage nach seinem Beruf, seiner Aufgabe und seiner Stellung im Leben der Welt und in der Gemeinschaft des Volkes erscheint. Auch die vorliegende Arbeit hätte mit Recht den Titel: „Paul Ernsts Auffassung von der Sendung des Dichters" führen dürfen. Die Bezeichnung „Amt des Dichters" aber wurde gewählt, weil durch sie besser die Stellung des Dichters im aristokratischen Weltbild Paul Ernsts sichtbar wird. Der Dichter besitzt ein „Amt" wie der König und der Priester, er steht mit ihnen als Mittler zwischen dem göttlichen und dem menschlichen Sein auf den Höhen der Menschheit.

[5]) Die bereits über Paul Ernst erschienenen Schriften beschäftigen sich in der Hauptsache mit seinem dramatischen Schaffen und seiner dramatischen Theorie, von denen sie eine Würdigung zu geben versuchen. Als bemerkenswert sind vor allem zu erwähnen: Georg von Lukács: Metaphysik der Tragödie („Die Seele und die Formen"), Berlin 1911; Robert Faesi: Paul Ernst und die neuklassischen Bestrebungen im Drama, Leipzig 1912; Herbert Georg Göpfert: Paul Ernst und die Tragödie, Leipzig 1932.

Deutungsinhalt unserer Worte erfassen zu wollen, heißt nichts weniger, als sich einer Aufgabe zu unterziehen, die von vornherein das Ganze des von uns mit unseren menschlichen Vermögen zu ergreifenden Seins – unsere diesseitige Welt mitsamt dem dunklen, schweigenden Hinter- und Urgrund, der jenseits der Grenzen anhebt, an die uns das vernünftige Denken notwendig führt – als Ziel der Bewältigung sieht. Auf diesen vom Schicksal unserer Menschlichkeit vorgezeichneten Weg sieht sich der Dichter, stehend in der ewigen, nie abbrechenden Sorge des Schöpferischen um seine überzeitliche Existenz und Verantwortung, gewiesen; und nur die letzte mögliche Hingabe von Schau und Gedanke kann ihn in die Ahnung der Gewißheit versetzen, dem gültigen Gesetz der Kunst und des Lebens Folge geleistet zu haben. Darin liegt die Freiheit des Dichters von der Zeit, sich immer der Ewigkeit unwandelbaren Gesetzes und seinen Ansprüchen ausgeliefert und anheimgegeben zu wissen; darin beruht seine Zugehörigkeit zur Zeit – die sich als Verpflichtung dem unvergänglichen Gesetz gegenüber kundgibt –, den Ruf der Ewigkeit in ihr zu offenbaren und in ihrem Auftrag durch seine Kunst die Mächte zu formen, deren der Mensch, insonderheit das Volk, zu seinem Dasein bedarf.

So weiß der Dichter sich im Dienste jener übergeordneten Mächte des Lebens, an denen er teilhat und von denen er ein Teil ist durch sein Amt. Von hier aus betrachtet, erhebt sich sein Denken zu der Besonderheit seines Ranges und seiner Stellung. Es ist schon einmal andeutend gesagt worden, wie verschieden das Denken des Dichters Paul Ernst und das Philosophieren im heutigen Sinne, das, was wir gemeinhin darunter verstehen, voneinander sind. Aus der Absicht des Dichters entspringt der Charakter seines Denkens als Systemlosigkeit. Ihm wird das Denken nicht zum Zwecke seiner selbst, weil er es benutzt, um an den Ort zu gelangen, wo es notwendig sein Ende findet als menschliches Vernunftvermögen. Er läßt das Denken für sich als ein Mittel gelten, hinzuführen zu einem Bereich, der jenseits der Grenze liegt, die sich aus der Menschlichkeit des Denkens, das heißt aus seiner Endlichkeit, ergibt. Er geht mit seinem Denken aus von dem Glauben an eine göttliche Jenseitigkeit, nicht aber von einem Zweifel oder Nichtwissen. Sein Denken fragt nicht nach der Existenz des durch Vernunft für ihn Unerfragbaren; es stellt nur eine Brücke dar für die Lebenden, an deren Gefolgschaft ihm als dem Verkünder der höheren Mächte und der Jenseitigkeit liegen muß; eine Brücke zu dem Tore, das sich nicht durch Denken und Vernunft öffnen läßt. Vor diesem Tore endet auch das denkerische Werk des Dichters. Die statische Begriffswelt der Gedanken bewegt sich im Dienste einer vom Dichter geglaubten, nicht durch Denken zu erschließenden Dynamik, vom Glauben an diese Dynamik – die vorerst nicht anders und mit diesem Wort nur unvollkommen benannt werden kann – durch die Welt der menschlichen „Wirklichkeit" zu dem Tore, an dem sie, so gesehen, auch ihren Ausgang nahm. Das Denken ergreift also nur das auf der vernünftigen Ebene des Menschseins Vorhandene und Geschehende; es stellt einen Teil

dar in einem Ganzen, dessen ewiger Grund von einem Glauben getragen und durch ihn erst zu einem Ganzen ermöglicht wird. Es liegt, um noch einmal das Bild der Brücke zu gebrauchen, sowohl ihr Anfang als auch ihr Ende im Dichter: sie sind eins, indem sie sich auflösen vor dem einen Tore, das sich dem reinen Verstand und Denken unweigerlich verschlossen hält. Der Dichter gehorcht dem Gesetz aller Menschlichkeit, wenn er sein Werk vollbringt in der menschlichen Welt, innerhalb der Formen ihres Seins und der Zeit. Seine Dichtung, sein Amt, ist ein anderes als sein Denken, obwohl dieses aus dem gleichen Grunde entspringt. Sein Denken denkt die Endlichkeit des Seins; es geht aus von dem Glauben an seine Unendlichkeit und weist seine menschliche Endlichkeit an das Unendliche und gedanklich Unfaßbare, unter dessen Gewalt und Gnade er dichtet, von dem er sein Amt empfängt. Sein Denken richtet sich auf ein absolutes Ziel, auf die höhere Wesenheit, die ihn zu seinem dichterischen Amte ermächtigt. Dieses Amt entzieht sich, da es im Glauben an die Unendlichkeit des Seins gründet, der Erklärung durch die Endlichkeit der Begriffe, die wohl für die reale Ebene der Menschlichkeit ausreichend erscheinen, über ihre Transzendenz in das unendliche Sein aber stets nur menschlich, und das bedeutet endlich, aussagen können. Das höhere, vom Dichter geahnte Sein kann sich als Macht wohl in der Dichtung selber in bildlicher Gestaltung äußern; mit Begriffen des Denkens, der Theorie jedoch kann es nur als ein Wirkendes auf der Ebene der menschlichen Vernunft, folglich unzulänglich oder unwahr dargestellt werden. Der Dichter Paul Ernst durchbricht aber mit vollem Bewußtsein die von der Dogmatik des Denkens gesetzten Schranken, indem er sie, wo er an das eigentliche Wesen seines Berufes und seiner Berufung rührt, münden läßt in den Glauben an die ihm zum Dichten ermächtigende höhere Gewalt. Er bleibt als Theoretiker auch hier notwendig im Gebrauch der überlieferten Denkformen und Begriffe, um sie anzuwenden auf die höhere Wirklichkeit des Seins, die geglaubt, nicht aber durch Denken eröffnet werden kann.

Die Wirklichkeit des dichterischen Amtes bezeugt sich am reinsten in der Dichtung selber; sie wird aber auch noch da sichtbar, wo der Dichter unter der ganzen Schwere und Wucht seiner Verantwortung seinen schöpferischen Umkreis verläßt, um niederzusteigen auf die Ebene der entgeisterten Theorie und des blässeren Gedankens. Die Beziehung zwischen der endlichen und der unendlichen Welt wird deutlich auch in der theoretischen Darstellung des dichterischen Amtes, das der Dichter als ein Mittler zwischen beiden bekleidet. Aus dieser Stellung Paul Ernsts schreibt sich der Weg unserer Arbeit natürlich vor. Sie muß dem Dichter vom „Diesseits" zum „Jenseits" folgen, von der Welt der Wirksamkeit seines Amtes zu jener Welt, die seine Berufung zum Amte und ihn selber zum Dichter ermächtigt. Beide Welten werden ergriffen von seinem Amte. Mit der Frage nach seinem Amt und der Antwort, die Paul Ernst darauf gibt, glaubt er nicht nur sich, sondern alle, die echte Dichter sind, vor Zeit und Ewigkeit zu rechtfertigen. „Wir

heute sind alle Arbeiter, niemand von uns reitet mehr auf dem Kamm des Gebirges, ohne von der Arbeit des Pflügers im Tal zu wissen; aber wir wollen heute auch alle einen Sinn für unsere Arbeit und für unser Leben wissen, denn beides ist uns eins" (Credo S. 141).

In diesen Worten ist das Diesseits und Jenseits umgreifende und ergreifende Wesen des dichterischen Amtes, sowie dessen Ergriffenheit von beiden eindeutig ausgesprochen. Sie zeigen, wie ernst dieser Dichter in seinem Denken ist, und weisen die Verbindung auf, die zwischen dieser Arbeit und dem Ringen und Suchen der Zeit um eine neue Sinngebung des menschlichen Seins in seiner natürlichen Ordnung und Ueberordnung besteht.

Kapitel I:

Dichter und Welt.

Abschnitt I:

Die Bedeutung der Reflexion für die Welt des Dichters.

Dem denkerischen Werke Paul Ernsts haftet ein unübersehbares Merkmal von konstitutivem Gepräge an: die Systemlosigkeit. Sie weist sich bei näherer Betrachtung nicht als eine zufällig, von ungefähr gewordene Form der Mitteilung gedanklicher Inhalte aus, sondern deutet mit ihrem Notwendigkeitscharakter, in ihrem durchgängigen, fast konsequent anmutenden Auftreten eher auf eine bewußte Frontstellung gegen jede Gewaltsamkeit der Systematik und Verengung im Bezirke des lebendigen Geistes hin. Der Dichter sagt darüber selbst: „Ich habe nie systematisch gedacht, sondern immer nur für bestimmte Zwecke. So war es möglich, daß ich gleichzeitig die größten Widersprüche in meinem Geiste beherbergte" (Jugender. S. 281). Es könnte scheinen, als würde mit der Einführung des Begriffes „Frontstellung" eine existenzielle, sich auch mit der Form und Gestalt des Werkes bezeugende Haltung des Dichters auf Kosten der ihr innewohnenden Vieldeutigkeit auf eine Seite abstrahiert und richtungsmäßig festgelegt. Damit wäre in das Wesen der Ernstschen Welt selber etwas von der Gewaltsamkeit und Willkür des Systems hineingedeutet worden, die Paul Ernst als ein Unrecht am Ganzen des Lebens, als Schuld und Lüge fürchtete. Es muß aber gesagt werden, daß gerade die Art der sich gewissermaßen auf Aperçus gründenden Abhandlungen, Untersuchungen und Aufsätze, mit denen wir es zu tun haben, im Gegensatz zu jeder Systematik begrifflich verfestigter Aeußerungen des reflektierenden Geistes eine besondere Weise des Erkennens, Schauens und Schilderns bekundet, die einem tiefen, nicht ohne weiteres einzusehenden Zusammenhang des Seins, einer metaphysisch verstandenen Verantwortlichkeit entstammt und einem durch Aufgaben, Zwecke

und Ziele von höherer Natur vorgezeichneten Wege folgt. Die Richtung dieses Weges, auch soweit sie sich rein äußerlich in der Form des Werkes bezeugt, wird also grundsätzlich nicht bestimmt durch die Stellung und Kundgebung gegen etwas, sondern durch die Stellung im Auftrag von etwas und für etwas.

Der unabstreitbare Zusammenhang zwischen der inneren Bewegung, der Fülle eines Werkes und der Beschaffenheit seiner äußeren Form treibt das Verfahren des Betrachters dazu an, vom leichter Zugänglichen, von der Oberfläche und Struktur der Gestalt her Rückschlüsse zu ziehen auf die durch die Form sich zugleich verhüllende und offenbarende Mitte, den Sinn und Bezug des Werkganzen. So kann die freie Form der Darstellung kunsttheoretischer Fragen bei Paul Ernst, Fragen nach dem Wesen des Dichterischen, die sich ausweiten zu Versuchen der Lebensbestimmung überhaupt, als Ansatzpunkt für ein Eindringen in seine Welt gewonnen werden. Das Grundgefühl dieser Dichter- und Denkerexistenz spiegelt nicht nur zutreffend ein Wort wie das folgende: „Das Leben muß erfühlt und erlebt werden, man kann es nie erkennen" (Jugender. S. 261), es spricht sich ebenso deutlich aus mit dem Wesen der Gestalt, in der sich die Worte des Dichters zu einem Ganzen aus den Elementen der Fülle und Form vereinigen und als sein Werk in die Erscheinung treten. Wie oben schon erwähnt wurde, handelt es sich bei Paul Ernst um eine besondere Gattung des Darstellens von geistigen Anliegen, der bei einer Begegnung mit seinem Werke Rechnung getragen werden muß. Die Hingabe an die Probleme der Kunst, die man wohl gemeinhin in erster Linie vom theoretisch schaffenden Dichter verlangt, zeigt sich überall, wo man auch die Auseinandersetzung mit Paul Ernst beginnen mag, als die leidenschaftlichste Hinwendung nicht nur zur Frage nach der Aufgabe der Kunst, sondern zum Problem der Welt und des Lebens. Es tritt hier die Auswirkung einer geschichtlichen Lage auf, in der sich die Behandlung schwerwiegender Fragenkreise nicht mehr abgesondert, sondern nur in Verbindung mit dem gesamten Lebensvorgang und vor der größtmöglichen Spannungsweite des jeweiligen Denkraumes durchführen läßt. Die Form der Reflexionen verrät, daß der Dichter die methodische Art der Lösung, wie sie der philosophischen Systematik zugehört, der Bedeutung seines Gegenstandes für unangemessen hält. Seine Skepsis gegenüber einer Metaphysik, die den Rang der Allgemeingültigkeit für sich beansprucht und mit der Errichtung des Systems das große Unbekannte, das Frag-Würdige in eine vernünftige Gleichung bringt, hindert ihn an einem logisch-systematischen Gedankenbau, der in seiner äußeren Gefügtheit eine Beruhigung oder Zufriedenheit andeuten könnte. Die Form seines gedanklichen Werkes bleibt offen wie das Rätsel, dem das fragende Auge des Dichters sich immer wieder von neuem zuwendet. Einem möglichen Einwand, Paul Ernst habe vielleicht bei seiner ausgesprochenen Scheu vor dem System – dem Triumph des Gedankens über die wahre Lebendigkeit – nicht volle Ehrlichkeit walten lassen, indem er eine Schwäche und somit Not: das Unvermögen, logisch

denken und seine Abhandlungen zu logischen, im systematischen Begriffe lückenlosen Gebäuden ausprägen zu können, zur Tugend erhoben habe, muß das Bekenntnis des Dichters entgegengehalten werden: „Ich habe nie eine starke logische Leidenschaft gehabt und habe mich nie gescheut, unlogisch zu denken, wenn es nötig war. Der Lebensvorgang war mir immer wichtiger als der Gedankenvorgang" (Jugender. S. 251). Der Hauptnachdruck in dem hier Gesagten liegt wohl auf der mit „nötig" eingeführten Notwendigkeit, von der der Dichter durch eine wurzelhafte Einsicht überzeugt ist. Diese Notwendigkeit und die Einsicht berühren die Vorstellung vom Amte des Dichters bei Paul Ernst in ihrem eigentlichen Grunde, und es kann darum vorerst nur auf sie hingewiesen werden. Ihre Rolle im Weltbilde des Dichters wird sich im weiteren Verlaufe der Arbeit enthüllen.

Die theoretischen Aeußerungen Paul Ernsts wollen weniger eine Einsicht in Vorgänge des Lebens vermitteln, als in dieses selbst eingreifen. Sie beabsichtigen – und das unterscheidet sie maßgeblich von der nur wissenschaftlichen Forschung und Darstellung – eine unmittelbare sittliche Einwirkung auf den Leser. Die aus ihnen strömende Intensität des Wollens beweist gerade mit dem Mittel der Eindringlichkeit ihrer äußeren Form[1]) die Nähe zur Dichtung, in der sie sich befinden. Hier wie dort kündet von sich das Amt, um von seiner Aufgabe und für sich zu überzeugen, denn „Kunst . . . ist Unruhe, Tätigkeit, die höchste und angespannteste Tätigkeit: das Wirken einer Seele auf andere Seelen. Alles Wirken aber geht im Aeußerlichen vor sich und muß äußerliche Mittel gebrauchen . . ." (Tagebuch S. 67). „Die Kunst will erschüttern, erheben, fortreißen, will die Menschen anders machen, will töten und aufwecken . . ." (Tagebuch S. 68).

So erklärt sich der apodiktische Formcharakter des theoretischen Werkes bei Paul Ernst als ein Ausdruck für das bewußte oder unbewußte Streben des Dichters, Herrschaft über andere auszuüben unter dem Gebot einer Macht, die als sein Amt bezeichnet werden darf. In die Formstruktur des theoretischen Werkes dringt ein stark rhetorischer Zug ein; man empfindet den Stil der Abhandlungen über die Ethik des Dichterischen leicht als den Ueberredungsversuch für die Ziele des Urhebers. Aber dieser apodiktische Stil der Ueberredung wirkt nicht abträglich auf das Werk zurück, da er sich mit einem furchtbaren Ernst und einem selten gewordenen Bemühen um Wahrhaftigkeit paart. Die genannten Eigenschaften – uneigennützig in höherer Bedeutung – rechtfertigen die Unbedingtheit des Vorgebrachten; sie bestätigen in dem, was als Ueberheblichkeit mißverstanden werden kann, lediglich den Anspruch des Dichters als Handeln und Stellung in einem Auftrag, der den Dichter aus dem Bereiche des Persönlichen, dem Bereiche

[1]) Die Gesprächsform, die in den „Erdachten Gesprächen" gepflogene Art der Unterredung zwischen Personen, breitet eine echte, leidenschaftlich-eindringliche Stimmung um die abgehandelten Dinge aus; die „Erdachten Gespräche" weisen darin, wie auch im Gebrauch der Anrede z. B. „O Alcibiades" (Gespräche S. 65) und „O Sophokles" (S. 135) auf das Vorbild des platonischen Dialogs hin.

persönlicher Wertungen, Ab- und Zuneigungen in eine Welt von anderer, zufallsloserer Gültigkeit emporhebt.

Die theoretischen Arbeiten Paul Ernsts verdanken ihre Entstehung nicht einem historischen Interesse oder einer künstlerischen Spielfreude, die ästhetisierend ihren Stoff, die Dichtung und das, was sie unter Welt oder Leben versteht, in Einklang setzt. Ein Grundzug Ernstschen Wesens, menschliches Dasein und Handeln einem obersten Zweck zu unterstellen, dessen Wissen oder Fühlen „Ergebnis des höchsten, religiös-schöpferischen Denkens" (Grundlagen S. 117) ist, läßt ihn sein theoretisches Schaffen nie als um seiner selbst willen berechtigt gelten, sondern immer nur als ein Mittel, eingespannt in die umfassende Aufgabe und Notwendigkeit des Handelns überhaupt. Da auch der Beruf des Dichters die Zuordnung auf jenen obersten Zweck erfährt, – „denn der Dichter ist ein durchaus handelnder Mensch, er hängt rein praktisch am Leben" (Credo S. 33), – wird in der Bemühung um die Theorie des Dichterischen und ihrer oftmals bis zur Leidenschaft gesteigerten Form des Ausdrucks (die der an wissenschaftliche Darstellung gewöhnte Mensch gern mit Unsachlichkeit verwechselt[2]), der enge Zusammenhang zwischen dem dichterischen Amte als solchem, seinem vom Dichter erlebten und erfahrenen tragenden Grunde und dem Denken, der Begriffsarbeit des Dichters, sinnfällig. Selbst wenn Paul Ernst seine theoretischen Arbeiten „unbehilflich gestammelte Selbstbekenntnisse . . . mit allen Unklarheiten und Widersprüchen der nicht durch höheres Denken gereinigten Natur" (Credo S. 32) nennt, kommt seinem denkerischen Werke doch mehr als eine nur funktionale Bedeutung im Sinne des Dienstes am Amte des Dichters zu. Es genügt nicht, dieses Denken lediglich als Wegbereitung für ein einziges dichterisches Lebenswerk, für dasjenige Paul Ernsts zu verstehen, obwohl die Ausgangsstellung unzweifelhaft bei den Erfordernissen liegt, auf die der Dichter durch seine eigene Dichtung stieß. Paul Ernst versäumt ja nicht, diese Tatsache der Ausgangsstellung seinem Leser recht bewußt zu machen. Da heißt es beispielsweise: „. . . in einer Zeit, wo die Menschen die Kunst überhaupt nicht mehr verstehen . . . in einer solchen gänzlich dummen Zeit muß auch der Dichter suchen, begrifflich klarzumachen, was er will" (Credo S. 48). Ferner: „. . . für die meisten Menschen wirkt

---

[2]) Wissenschaftliche Betrachtungsweise, wenn sie ehrlich, folgerichtig ist und in den Schranken ihrer Gesetzlichkeit bleibt, wertet nicht. Sie ist darum, auch in Hinsicht auf das Formale, leidenschaftslos. Der Kunst, Künstler und Kunstwerk gegenüber verfährt die Wissenschaft mit „sachlicher" Methode. Sie beschreibt, schreibt aber nicht vor. Sie liest Gesetze aus etwas heraus, überstiege aber ihre Zulänglichkeit, wenn sie selber setzen wollte. Die Abhandlungen Paul Ernsts haben mit denen nur wissenschaftlicher Natur wenig Gemeinsames, das sich auf die Anwendung allgemein üblicher Begriffe beschränkt. Paul Ernst bestreitet radikal die Zulänglichkeit der Wissenschaft für die Behandlung des Kunstproblems: „..für die wissenschaftliche Erkenntnis aber gibt es keine Wertunterschiede, durch die Wissenschaft wird die Kunst aus dem Kreis des Willens entfernt, in den sie durch ihre Natur hineingehört" (Tagebuch S. 68). Den Unterschied zwischen der bei Paul Ernst üblichen Art der Betrachtung und der ausschließlich wissenschaftlichen kennzeichnet ferner auch dieser Satz: „Kunsturteil ist sittliches Urteil..." (ebda. S. 23).

ja das Grundgefühl eines bedeutenden Lebens ganz anders, wenn es gedanklich, als wenn es künstlerisch ausgedrückt wird: es macht sicher nicht den tiefen Eindruck, aber es geht deutlicher ins Bewußtsein über und wird, da ja meistens das verstandesmäßig Dargestellte überschätzt wird, ernsthafter genommen. So wird, aus Gründen der Zweckmäßigkeit, wenigstens heute wohl jeder Dichter, der mehr ist als ein bloßer Aesthet, das Bedürfnis haben, sich auch begrifflich zu äußern" (Tagebuch S. 27 f.). Oder an anderem Ort, wo die Notwendigkeit der Beziehung zwischen dichterischem und denkerischem Schaffen, ihre zwangsläufige Zusammengehörigkeit im Hinblick auf die zeitbedingte Situation sich noch augenscheinlicher zeigt: „Indem unsere Zeit nun für die Kunst überhaupt keine natürlich gegebenen Bedingungen hat und den Künstler in völliger Einsamkeit für eine erträumte Nation arbeiten läßt, schafft sie aber etwas völlig Neues; wer heute wirklich Künstler ist, der muß nicht nur sein Werk schaffen, er muß sich auch die Bedingungen selber vorstellen, für die es geschaffen sein soll . . ." (Tagebuch S. 72). Der Dichter baut sich also denkend die Welt auf, für die und in der er dichtend zu existieren glaubt. Gewiß verschiebt sich dadurch nicht die Definition seines Denkens als eines Dienstes am dichterischen Amte, denn der Dichter ist als solcher wohl Denker, als Denker mit der Absicht auf die Bewirkung ethischer Zustände des menschlichen Lebens durch die Mächtigkeit der Kunst aber noch nicht ohne weiteres Dichter: „Der Künstler schafft ein Werk, um gewisse Wirkungen in anderen Menschen zu erzeugen." „Künstler ist er nicht dadurch, daß er die Absichten auf jene Wirkungen hat, sondern dadurch, daß er über künstlerisches Können verfügt" (Credo S. 271). In der Herrschaftsausübung der Kunst, der Dichtung in einem höheren Auftrag, der den Dichter seiner Subjektivität entkleidet, wie er sie anerkennt und adelt, erblickt Paul Ernst eine Sinngebung seines Künstlerberufes. Das Recht, sich für einen Dichter zu halten, gibt diesem allein die Befähigung zur Dichtung. Soweit er mit ihr sich an die Welt richtet, wendet sich an die Welt der Dichter in der Verkündigung seines Amtes. „Der Dichter muß mit seinen Mitteln den Menschen seiner Zeit ihre besondere Aufgabe zeigen" (Credo S. 341). Dem Auftrag gegenüber, an den Paul Ernst glaubt, ist aber sowohl das Dichten wie das Denken ein Mittel. Zwar sieht er sie als die Entfaltung verschiedener Werte des Lebens, und ohne Zweifel hat der Dichter eine Stufe inne, die der des Denkers übergeordnet ist. Aber das Denken des Dichters geschieht in einem Auftrag, dem, als der Forderung der letzten entscheidenden Instanz des Lebens, Dichten und Denken gleicherweise verpflichtet sind. Das Denken dient dem Amte und einem höchsten Zweck; es dient jedoch damit auch dem Ursprung des Daseins überhaupt. Für ihn, von ihm ermächtigt, entwirft der Dichter mit dem Kunstwerk das Bild seiner Welt. Indem das Denken hilft, diese Welt des Dichters zu ermöglichen, nimmt es teil am Entwurf der dichterischen Weltschau und Weltbildung; es stellt sich in ihm noch ein Abglanz jenes Schöpfertums dar, das die Dichtung unbegrifflich, aber geformt bietet.

„Ein Dichter ist, wie jeder Künstler, ein Mensch, welcher ein völliges Weltbild in sich trägt, das er durch seine Werke irgendwie darstellt. In vernünftigen und sittlichen Zeiten stimmt das Weltbild der großen Masse mit dem seinigen überein, in unvernünftigen und unsittlichen Zeiten lebt der Dichter mit seinem Weltbild ganz für sich" (aus dem Vorwort zum Tagebuch). Das „Fürsichleben" mit dem besonderen Wissen um eine innere Verfassung der Welt trifft für Paul Ernst nur bedingt zu. Die Schweigsamkeit, mit der er sich hätte umgeben können, wird durchbrochen von den Versuchen denkerischer Weltbewältigung. Tief ist in sie der Stempel desjenigen eingedrückt, der doch zu sehr von der weltbildenden Berufung des Künstlers und Dichters überzeugt ist, als daß er auf Wirksamkeit in der Welt und den immer von neuem wieder in Frage gestellten und erkämpften Glauben an sie verzichten könnte. Die in ihm waltende Leidenschaft fließt Paul Ernst zu aus dem Amte des Dichters; ihre Herkunft jedoch ist nicht das Amt, sondern die Quelle des Amtes, das unausdeutbare und nicht zu erfassende Geheimnis des Lebens selber. Dieses verleiht auch dem Denken Paul Ernsts sein Gewicht, und es scheint so, als müßte der Denker Paul Ernst gegenüber dem Dichter in ihm in Schutz genommen werden, der nicht oft genug aus innerster Ueberzeugung den Vorrang des Dichtens vor dem Denken betonen kann[3]). Die von dem Verlangen nach Wahrhaftigkeit und grüblerisch-metaphysischer Sehnsucht diktierte Auseinandersetzung eines an die fraglose Macht der Dichtung glaubenden Künstlers mit der Bedeutung von Welt und Mensch muß im weiteren Verstande, auch dort, wo sie die Philosophie ablehnt, als eine dem Ernste des wahren Philosophierens verwandte Denkungsart gewertet werden[4]).

---

[3]) Siehe die S. 16 angeführte Stelle aus dem „Credo" S. 32. Sie scheint, gehalten an die grundsätzliche Bedeutung, die Paul Ernst im allgemeinen der eigenen Denkarbeit zumißt, ungerechtfertigt. Drückt sie unabweislich ein Lebensgefühl des Dichters aus, so doch in der rhetorischen Uebersteigerung, zu der er in der eifernden Mühe um die Verständlichmachung seiner innersten Welt neigt. Diese Uebersteigerung ist ein häufiges Kennzeichen seiner Ansichten, Einsichten, Gefühle und Gedanken.

[4]) Es soll hier nicht der Anschein erweckt werden, als läge im Sinne der vorliegenden Arbeit das mehr als zweifelhafte Unterfangen, eine die Interpretation Paul Ernsts verlassende Bestimmung dessen zu geben, wer etwa der Dichter und der Philosoph, was etwa Dichten und Philosophieren sei. In den meisten Fällen allerdings gründet die Thematik einer gestellten Aufgabe in einem Glauben des Verfassers an die Wirksamkeit von bestimmten Mächten des Lebens und führt damit den Problemkreis des von ihm bearbeiteten Gebietes über das nur wissenschaftliche Interesse hinaus. So mag in der versuchten Klärung der Bedeutung des dichterischen Amtes im Weltbilde Paul Ernsts ein Bekenntnis erblickt werden, das jedoch nur insofern den eigenen Standpunkt durchschimmern läßt, als es sich mit der Untersuchung des gewählten Gegenstandes in den Dienst einer Weltschau stellt, in der die Dichtung und der Dichter als wesentlichste Gestaltungskräfte des menschlichen Daseins gelten.

Abschnitt II:
Das Problem der Welt und die dichterische Existenz.

I. Teil.
Der Dichter und seine Zeit.

Der Versuch der begrifflichen Bestimmung des Dichter- oder Philosophentums von der Frage nach ihrer Funktion im Weltganzen her wird immer eine Erörterung des Problems bleiben müssen. Generationen, die sich an diese Aufgabe wagten, haben sie nicht lösen können. Oder sie waren des guten Glaubens, sie gelöst zu haben, während folgende Geschlechter darüber urteilten, hier hätten Sehnsucht und Phantasie nach ihrer bedingten Weise ein Bild geformt, nicht aber den Kern so getroffen, daß die gewonnene Sicht länger ausreiche als für den Gebrauch derer, die sie einstmals vielleicht für ewig hielten. Was dem Sein des Menschen die Macht gibt, seiner selbst bewußt zu sein inmitten alles Seienden, was den Dichter mit einschließt in diese Welt und ihn zu der Frage nach Welt und der Erschaffung des eigenen Werkes, seiner Welt, nötigt, entzieht sich der Erfassung durch den angebeteten Realismus unserer bis heute entwickelten Begriffssprache. Als Faktum weist es auf die Welt jenseits der Welt der Begriffe hin, in der es sich schwerer, aber nach Ansicht der Dichter und Philosophen würdiger leben läßt. Tote Gegenstände und lebende im Sinne der Weltlosigkeit wie die Pflanze oder der Weltarmut wie das Tier sind im allgemeinen Begriffsverzeichnis des Menschen dergestalt eingeordnet, daß in jedem Augenblick eine befriedigende Verständigung über sie erzielt werden kann. Sie erfreuen sich einer Bezeichnung, die ihr Oberflächenwesen kategorisch benennt und sie auf einen von allen anerkannten Platz rückt. Sie liegen so eindeutig fest, daß sich die Frage nach ihnen zu erübrigen scheint. Darum übt die gegenständliche Welt nur für eine gewisse Art der dichterischen und philosophischen Fragesteller den zwingenden Anreiz des fortdauernden Problems aus. Der schöpferischen Philosophie und Dichtung gilt Welt als ein Weiteres und Anderes.

Es ist ihr Schicksal, in einer Welt zu existieren; es ist darum ihre Notwendigkeit, sich um den Sinn von Welt zu kümmern in Frage und Gestaltung. Darin berühren sich nicht nur Philosophie und Dichtung; auch die Religion tritt ein in jene Befindlichkeit dem Sein gegenüber, in der die Frage nach seinem Sinn als nach dem Sinn der Welt zum unausweichbaren Schicksal wird. Diese notwendige Gemeinschaft scheinbar kategorial formierter Lebenskräfte vor einer sich als Sinn der Welt äußernden, vorerst nicht weiter zu kennzeichnenden Forderung des Seins überhaupt zeigt sich bei Paul Ernst als eine innere Strukturbeschaffenheit seines theoretischen Werkes, in der die Abhebung des Dichterberufes von anderen Existenzweisen des schöpferischen Menschen in der Art erfolgt, daß in der Setzung der eigenen Grenzen die anderen mitergründet werden.

Es sei von vornherein bemerkt: die sprachliche und gedankliche Formbildung des Ernstschen Werkes tritt als das Absolutheitsgepräge eines Dichters auf, der durch sein Sehertum unausbleiblich in die Sphäre der Autorität versetzt wird. Trotzdem darf daraus noch nicht ohne weiteres geschlossen werden, sein in Begriffen enthaltenes Denken beantrage für sich durchweg eine absolute Gültigkeit. Die Ueberzeugung Paul Ernsts: „Wir haben die Sprache nicht, durch welche wir uns den andern Menschen so mitteilen können, daß sie uns verstehen" (Gespräche S. 267), drückt mehr aus als nur das Wissen um die Unvollkommenheit eines menschlichen Werkzeugs. Hier wird eine Schwäche des Menschen entblößt, der sich einbildet, mit der dialektischen Bewegung von Begriffen das erschöpfend sagen zu können, auf das die Begriffe als Begriffe doch immer nur behelfsmäßig, wenn auch unersetzbar, hinzeigen; der also glaubt, mit dem durch Ueberlieferung eingeengten und terminologisch beschwerten Wort einen Sinn und dynamischen Vorgang des Lebens ergreifen zu können: ein Werden und eine Bewegung mit einer Starre, eine innere Macht mit dem Schemen des äußeren Begriffs. Es herrscht jene Skepsis in Paul Ernst, welche weiß, daß die vom Geheimnis umhüllte Eigenschaft der Lebendigkeit des Daseins nicht bewältigt wird durch Anwendung sprachlicher Formen, und daß man über Welt und Mensch noch gar nichts aussagt, wenn man sie auch mit den verschiedensten Namen belegt. Jedem Begriff hängt ein Stück Systematik an, kleiner oder größer, aber Paul Ernst haßt sie, weil sie in das Leben die Lüge hineinträgt, die keine Einsicht in sich selber hat und darum doppelt gefährlich ist für die Zwiesprache über das Sein zwischen Seienden. Selbst die Flucht vor der Systematik der Begriffszusammenfügung ist nicht davor gefeit, ein nur veränderter Modus des Systems zu werden.

Die im theoretischen Werke Paul Ernsts ausgebreitete Grundstimmung ist nicht aus dem Gefühl des sicheren Besitzes von normativen Einsichten hervorgegangen. Die Welt in ihrer Widersätzlichkeit hat den Dichter dazu vermocht, im fortdauernden Schauen auf die Frage des Seins, im Von-Angesicht-zu-Angesicht-Leben mit ihr, nicht der Bedrohung auszuweichen, vor der eine Flucht in die festen Vorstellungen und Gesetze des philosophischen Systems rettet. Paul Ernst sagt: „. . . ich habe ein Weltbild in mir, aber ich kann es nicht einheitlich darstellen; ich bin ein Denker, aber ich habe nicht die Begabung, das Gedachte darzustellen" (Zusammenbruch S. 7). Es fehlte ihm weniger die Begabung als die Unbedenklichkeit, Gedachtes in einen Zusammenhang zu kleiden, der der Dialektik des begrifflichen Denkens, nicht aber dem Zusammenhang des Lebens genügen könnte, das in sich widersätzlich ist und nur durch das Denken Aussehen der systematischen Einheit gewinnt. Die umfassende Einheit von Welt und Mensch als Leben stellt sich im Dichter als Macht dar und kann folgerichtig von ihm nur als reine Mächtigkeit des Seins entworfen werden. Die Mächtigkeit aber versagt sich dem Begriff. Sie wird als Macht des Seienden vom Dichter erfahren und verleiht seiner subjektiven Existenz als Element der Wesensbildung die in

die Sehnsucht und das Verlangen nach Weltbildung mündende schöpferische Leidenschaft. Von ihr zeugen die Worte: „Für mich, der ich nun nicht Gelehrter bin, sondern Dichter, für mich kommt es nicht darauf an, daß ich die Erscheinungen des Lebens in eine künstliche Ordnung bringe, damit sie Gegenstand des Wissens werden können, sondern – ja, worauf kommt es mir an? Ich möchte die ganze Welt ins Gefühl bekommen, um sie aus dem Herzen heraus zu verstehen und sie aus dem Herzen heraus darzustellen" (Jugender. S. 275). Die Einsicht in das Ungenügen des schillernden Begriffs der wahren Lebendigkeit gegenüber, in den Gegensatz von sagbarem Wort und unsagbarem Sein, hat auch diese Sätze veranlaßt: „Was ich nun sage, das muß ich in der Form von Begriffen sagen. Aber was ich erlebte, das waren nicht Begriffe" (Gespräche S. 263)[1]. „Wenn man das innerste Sein, in welchem alle Menschen voneinander verschieden sind, sich verstandesmäßig in Begriffe fassen will, so begeht man einen Unsinn. Sehr wahrscheinlich sind die Begriffe falsch, vielleicht so falsch, daß sie gerade das Gegenteil von dem ausdrücken, das man ausdrücken möchte" (Jünglingsj. S. 229). Sie sind nicht zufällige, sondern symptomatische, in neuer Wendung häufig wiederkehrende Aeußerungen.

Der Sinn des Seins ruft als schöpferische Leidenschaft den Dichter zum Weltbezug auf; er verhindert den Dichter, der seine eigene Stellung betrachtet, an einem Absehen von anderen Formen des in menschliche Seinsschau eingebetteten Seinsverstehens und ihres besonderen Weltverhältnisses. Wie oben bereits gesagt wurde, stellt er eine ausgezeichnete Nähe her zu den Existenzweisen des Menschen, die ein auch durch Tradition schon geprägtes eigentümliches Verhalten, das hier als Weltbezug eingeführt ist, charakterisiert. Philosophie und Religion, darüber hinaus Wissenschaft und das praktisch-politische Handeln des Staatsmannes werden einer grundsätzlichen Klärung der jeweiligen Grenzen unterzogen und in Hinblick auf die dichterischen als funktionale Bedeutungen in dem gesamten Existenzbereich des Menschen erwogen. Ihr Dasein trägt entscheidend dazu bei, Paul Ernst zur Klärung seines dichterischen Weltbildes zu verhelfen[2]).

Die Weltfrage ist bis zu diesem Punkte als eine Existenz- und darum unerläßliche Frage nur andeutend umschrieben worden. Die Selbstver-

[1]) Stefan George spricht (in einem Brief an Sabine Lepsius: Bingen, april 1905) von dem klaffenden „abstand zwischen unsrem säglichen wort und unsrem unsäglichen herzen" (Sabine Lepsius: Stefan George, Geschichte einer Freundschaft, Berlin 1935). Es handelt sich hier, wie auch bei Paul Ernst, um etwas anderes noch als eine Einsicht, zu der jeder Dichter in jeder Zeit einmal kommen kann: nämlich um die Sichtbarwerdung einer bestimmten Kultursituation. Der Dichter fühlt sich als verantwortliches Glied in einer Entwicklung, in der sich der lebendige Geist hauptsächlich durch das geformte Wort, das dichterische, philosophische und religiöse, geäußert hat. Da dieser Geist durch Zeit und Umwelt in seinem Geltungsrecht mißachtet, ja überhaupt verneint wird, erstehen dem Dichter auch von dorther Zweifel an der Zulänglichkeit des historisch gefüllten und verstandenen Wortes einem allgemeinen menschlichen Auftrag gegenüber.

[2]) Besonders die „Erdachten Gespräche" geben dieser Behauptung recht.

ständlichkeit dessen, was im breiteren Verstande unter Welt begriffen und erfühlt wird, läßt diese vorläufige Zurückhaltung hingehen und erklärt sie bis zu einem gewissen Grade. Die Interpretation mußte notwendig den Weg über das allgemeine Seinsverständnis einschlagen, ohne natürlich darauf weiter als im „selbstverständlichen" Gebrauch seiner Voraussetzungen einzugehen, um zu der Bedeutung von Welt für Paul Ernst und ihrem Gepräge hinzuleiten. Die Interpretation kann keine im systematischen Begriff streng historisch verfahrende sein, wenngleich jede Aeußerung des Menschen insofern geschichtlich ist, als er zeitgebunden, das heißt endlich lebt. Paul Ernst ist in seinem theoretischen Schaffen auf die Geschichte von Dichter und Dichtung angewiesen und er bedient sich ihrer, um sie als eine sichtbare Bekundung der über die Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins noch hinausblickenden Kraft des schöpferischen Menschen mit dem Hang zur eigenen Formgebung des Seins – der ständigen Wiederkehr dieses Verhaltens im Ablaufe der Zeit – seinem Zwecke, der Deutung des Dichterberufes als solchen, nutzbar zu machen. Er gebraucht die auf die Zeit angewiesene Wirklichkeit des dichterischen Werkes und des Amtes als Erscheinung in der Zeit, um das zu gewinnen, was nach seinem Dafürhalten über die Zeitlichkeit des Daseins hinausgeht; die vom Zufälligen befreite Gestalt des Dichters, der einer zeitlosen Macht, einer die menschliche Welt begründenden Notwendigkeit lebt. Daraus erwächst für die vorliegende Darstellung die Pflicht, das dichterische Amt nicht als historische Erscheinungsform, sondern als ein vermutlich zeitloses Phänomen der schöpferischen Gefügtheit von Welt und Mensch zu erfassen. Der historischen Bedingtheit verfällt sie natürlich durch den von der eigenen Zeit mitgeformten Standpunkt ebenso, wie die auch von den Anregungen seiner geschichtlichen Situation mitbestimmte Schau des Dichterberufes bei Paul Ernst.

Das Doppelgesicht des Amtes, in der Zugehörigkeit zu ein und derselben Macht gleicherweise zeitlich und zeitlos, endlich und unendlich, begrenzt und unbegrenzt zu sein, betrifft die Weise seines inneren Verhaltens zur Welt. Der Dichter erfährt Welt einmal im begrenzten, aber immer sich wandelnden Begriff der Ueberlieferung, sei es als ein von der Religion, Kunst, Philosophie oder Wissenschaft geprägtes Ganzes, dessen unterschiedliche Fixierung von Zeit und Betrachtungsart abhängige Wertakzente besitzt. Welt umspannt also die Möglichkeit zum Beispiel eines Ganzen aus Mensch, Erde und göttlicher Transzendenz des Menschen, wie sie auch angetroffen werden kann als kosmisches System, das noch den äußersten Fixstern in seinen durch Naturerkenntnis vorgezeichneten Rahmen einbezieht. Welt ist also historisch gesehen je nach den Möglichkeiten menschlichen Verhaltens zu ihr ein durch wechselnde Gesichtspunkte bestimmtes Gebilde, das als Ganzes, jeweils geprägt durch das Bekenntnis des Menschen zu der von ihm als gültig anerkannten Gesetzlichkeit dieses Ganzen, vorgefunden wird. Es besteht durchaus die Möglichkeit des Hineinwachsens in ein solches Welt- oder Seinsverständnis, das bewußt oder unbewußt vonstatten gehen kann. Das

Hineinstellen in ein solch festes Bild von Welt zeigen Dichter wie Homer oder Dante, deren Dichtung wiederum eine Spiegelung des für sie und ihre Zeitgenossen verbindlichen Bildes von Welt enthält. Hier ist jedoch nicht nur auf hoher Ebene die Nachbildung der Wirklichkeit einer historischen Form von Welt vollzogen worden, sondern auch eine durch die schöpferische Eigenmächtigkeit des Dichters über die zeitliche Vorstellungswelt hinausragende originale Weltbildung. Das Doppelgesicht des Dichteramtes empfängt seine Züge aus der unbegrenzten Region des dichterischen Grundes, der Innigkeit der Beziehung von Dichter und Welt. Diese Beziehung ist der Boden, aus der das Werk hervorgeht: zeitlos durch die formbildende Macht, die in der Dichtung weiterwirkt, zeitlich durch die gebildete Form, mit der hier Weltinnerlichkeit sich in eine Welt äußerer Geltung hineinbegibt. Wo eine von Menschen vertretene Welt die Inhalte ihres Wissens und Glaubens, kurz ihrer innerlichen Gesetzlichkeit durch die Dichtung bejaht und gestaltet findet, wird sie den Dichter als eigentlichen Sinndeuter ihres Wesens anerkennen und ihm willig Gehör schenken. Sie lebt dann mit ihm in der Uebereinstimmung eines gleichen Gefühls, das beide Seiten nur durch die Intensität des Erlebens und die dem Dichter eignende besondere Gabe der künstlerischen Intuition und Formgebung zu unterscheiden braucht. Dem Dichter schwebt dann eine inwendige Schau der Welt vor, welche Welt in der allgemein gültigen Vorstellung von der jeweiligen Gesetzlichkeit welthaften Daseins versteht. Damit ist der Fall der I d e n t i t ä t des in der Dichtung ausgedrückten Weltgefühls mit dem in der Zeit vorhandenen geschichtlichen Verständnis und Begreifen von Welt gegeben.

Was bedeutet dieser Lage gegenüber das Wort Paul Ernsts, „daß ein Dichter ein Mensch ist, der aus bestimmten Voraussetzungen, die in ihm selber liegen, eine neue Welt baut, die der wirklichen Welt gegenübersteht" (Jugender. S. 295), und was bedeutet es für Paul Ernst? Er fährt fort: „Ich fühlte wohl auch dunkel, daß die Bedeutung der Dichter zum Teil vielleicht von der Leidenschaft ihrer Persönlichkeit abhängt, im Wesentlichen von der Weite ihrer Welt" (Jugender. S. 295). Dichtung scheint hier als eine Welt eigenen, wahren Seins zu gelten und wird der „wirklichen" Welt entgegengesetzt. Vorgenommen wird diese Entgegensetzung vom Dichter, dessen Bild die Attribute der schöpferischen Leidenschaft und der Forderung nach Weltweite seines Werkes beigegeben werden. Die „Leidenschaft der Persönlichkeit" meint die Weltoffenheit und Weltzugewandtheit des Dichters, die W e l t w e i t e eine vom Dichter erschaffene umfassende Welt; seine dichterische Welt, sein Werk. Die Leidenschaft ist nahe verwandt mit dem Zustand des Menschen, den Paul Ernst „jene leidenschaftliche Sehnsucht, die den Menschen mit gefährlichen Ikarusflügeln zur Sonne treibt" (Jugender. S. 299) nennt. Leidenschaft und Sehnsucht sind Ausdrucksweisen des dichterischen Willens zu seiner Aufgabe, dem Werke der Welterschaffung. Der Ursprung der Welt des Dichters wird verlegt in diesen selber, in das Wesen seines menschlichen und künstlerischen Grundes, der von „bestimmten Vor-

aussetzungen" abhängt. Die Voraussetzungen decken sich mit dem Grade von Weltoffenheit und Erschlossenheit für das welthafte Dasein, zu dem der Dichter fähig ist. Seine Dichtung, nicht nur die Weite, sondern auch die Höhe seiner Welt, seiner Art des In-der-Welt-Seins bestimmt sich von dort her. Die Welt des Dichters liegt also beschlossen und begründet nur in der Gestalt des Dichters und nirgends sonst. Amt, Beruf, Auftrag und Aufgabe wiederum deuten zurück auf das Ursprungszentrum der Weltbildung, die Macht, auf die der Dichter hinhört, wenn er sich und Welt zu begreifen sucht, und mit der er sich erfüllt, um sie schaffend aus seiner Tiefe zu lösen als Welt. Dichtung mit dem Charakter der von eigener Lebendigkeit und eigenem Gesetz getragenen Welt bestätigt ihren Schöpfer als Dichter und begnadeten Künder einer zeitlosen Macht im Geheiß des Weltgrundes. Auch wo in bezug auf das Gefüge der dichterischen Welt und der von der Allgemeinheit erlebten „Wesenheit Welt" Welt von Dichter und Allgemeinheit als ein im großen einheitliches und übereinstimmendes Gefühl erfahren wird, sieht Paul Ernst noch im Dichter den Bildner und Erschaffer dieser gemeinsamen Lebenssphäre Welt. So kann er denn von Homer (siehe oben S. 23) sagen: „Es war mir klar, daß Homer etwas wesentlich Anderes war als alles Uebrige, daß er eine neue Welt geschaffen hatte, in der die Menschen leben konnten" (Jugender. S. 222). Der Dichter bedarf zu seiner Weltbildung nicht des Einverständnisses seiner menschlichen Umgebung, die mehr der Zeit und ihren bedingten Ansprüchen untertan ist als er und sein Werk. Der geschichtliche Gang der Menschheit führt diese nach Auffassung Paul Ernsts durch Abschnitte, in denen wechselnd Dichtung als geformte Weltschau sowohl bejaht als auch verneint wird, in denen sogar Interesselosigkeit, Unglaube und Feindschaft gegenüber jeder höheren Regung und Erziehung des Menschen das schöpferische Verlangen des Dichters nach Weltbildung in eine Bahn lenken, die ihn zur vollendeten Einsamkeit verurteilt. Aber der Auftrag und Sinn des Amtes als Dienst am Weltgrunde ist unabhängig vom geschichtlichen Schwanken und Wechsel zwischen der Anerkennung des Amtes und der Aberkennung seiner gleichbleibenden Forderung, die Welt bilden zu müssen, in der die Menschen leben können. Die Funktion des Amtes im Sein bleibt unberührt von einer die Zeit betreffenden Feststellung wie dieser: „Aber ein heutiger Dichter, das ist ja eine contradictio in adjecto" (Jugender. S. 226). Der Dichter dankt der Zeit mit seinem Werke, wenn sie in der stillschweigenden Nachfolge seiner in der Dichtung entworfenen Weltschau lebt; er nimmt sich jedoch im entgegengesetzten Falle nicht das Recht zu Resignation und Verzicht, weil eine von außen ihm zustoßende Verkennung seiner Welt ihm nie als gültiger Spruch des Schicksals erscheint. Er zieht sich zurück in das Heiligtum seines Schaffens und erlebt es als die sinnvollste Bestätigung seines Glaubens an die ewigen Mächte im Menschen, die ihn zu anderem Welterlebnis befähigen als dem, das eine Allgemeinheit, getrieben vom Götzen, nicht vom verborgenen Gotte der Zeit, genießt: „... ich bin mir immer klar darüber gewesen,

daß der Dichter nur von Gott abhängt und darstellen muß, was in ihm selbst ist, und nicht, was durch äußere Dinge bestimmt wird; zu solchen äußeren Dingen gehört aber auch das geschichtliche Schwanken eines Volkes von Glück zu Unglück, von Tugend zu Schändlichkeit, von Begabung zu Albernheit, und umgekehrt" (Credo S. 45 f.).

So sehr nun die Dichtung als der Bereich geformter Innenschau und in die Plastik des Werkes gegossenen Weltstoffes Paul Ernst als das maßgebliche Kriterium des Dichtertums gilt und die künstlerische Fertigkeit eine mit dem Dichter unlöslich verbundene Eigenschaft ist („Nur der Mann, der das Können des Dichters hat, ist ein Dichter. Alles andre, das die Leute sagen, ist dummes Geschwätz", Jugender. S. 316), so sieht er doch im Dichter keinen unzeitgemäßen Ausnahmemenschen oder Sonderling mit der nur für ihn wertvollen Eignung zu einem besonderen artistischen Tun. Indem der Dichter vielmehr in seiner Weltbildung alles Menschliche einbegreifen kann, stellt er die echteste Möglichkeit des Menschen dar, und wenn er ein großer Dichter ist, die höchste Möglichkeit, zu der menschliches Dasein in seiner Entfaltung überhaupt gelangt. Dichter zu sein, ist eine besondere Existenzweise im allgemeinen Weltbezug des Menschen, und die Art dieses dichterischen Weltbezuges entrückt den Dichter von den Menschen, wie sie die Berührung mit ihnen herbeiführt durch das Werk. Wie der Mensch Welt bestimmt, indem er sie erlebt, wie er sie erlebend bestimmt, das gibt ihm seinen Wert. Sich in Welt als eine zu bestehende Aufgabe versetzt fühlen, hält Paul Ernst noch nicht für das Auszeichnende einer menschlichen Existenz – obwohl das Erfühlen von Welt als Auftrag schon den Wert eines menschlichen Verhaltens im Dasein mitbegründet –, auch die Lösung der Aufgabe entscheidet nicht über den Rang eines Menschen; entscheidend allein ist die Innigkeit des Weltbezuges und die Wesenhaftigkeit dessen, was schon im Ansatzpunkte einer Frage nach dem Sinne von Welt für eine einzelne menschliche Existenz unter Welt verstanden wird. Da heißt es vom Dichter: „Der Pöbel lebt nur sich; der große Mensch sucht das Gesetz, welches die Welt beherrscht, um nach ihm zu leben. Jeder große Mensch findet nur das ihm angemessene Gesetz: der Dichter das Gesetz des Dichters, und der König das Gesetz des Königs. Er findet es auch nur sehr selten vollständig ... Der Mensch, welcher das ihm angemessene Gesetz findet, hat Zweck und Ziel für sein Leben außer sich: in seinem Gesetz findet er Gott, dem er sich ehrfürchtig gibt. Der Pöbel, der nur für sich lebt und keine Ehrfurcht haben kann, hat nur dieses Leben und nichts weiter, also das, was er Glück nennt; das, was auch das Tier hat" (Zusammenbruch S. 293 f.).

Der Dichter wird hier, nicht ohne innere Notwendigkeit, mit dem König zusammen genannt; es wird eine trennende Kluft gezogen zwischen ihnen und dem wirklichkeitsgläubigen Durchschnitt der Masse, die nicht die Bedrängnis kennt, mit der der Dichter in der Sorge um den höheren Sinn des Daseins und der Welt ringt. Der Dichter findet das Lebensgesetz, das

er sucht, in sich selber; wenn er Welt sagt, so meint er mit dieser Welt seine von ihm entworfene Schöpfung, und sein Dasein ist das Existieren in dieser Welt, deren Gesetz er in sich trägt, wie er auch in seinem Namen wirkt. Seine Welt steht unter dem Auftrag seines Gesetzes, und als ihr Grund ermöglicht es erst Welt. Er entdeckt in seinem Gesetz sich selber und jene Macht, die sich auf dem Grunde des Seins verbirgt und seinem Dasein in der Welt den Sinn des aufträglich gegebenen Amtes verleiht. Welt ist ihm wohl, was er will, daß Welt sein soll, jenseits aller Geltungen des platten Verstandes; aber mit dem in seinem Gesetz liegenden Auftrag zur Schöpfung bahnt er nicht einem Willkürakte den Weg: wie der König weiß er sich abgesondert von dem unheiligen Treiben und den Normen der Menge, die sich selber lebt und genügt in der triebhaften Erfüllung des Tieres. Das Auffinden seines dichterischen Gesetzes ist seine dichterische Selbstentdeckung und seine Weltenthüllung zugleich. In der Begegnung mit dem Geheimnis der Wurzel seines Daseins dringt er in die Mitte seiner Welt ein und läßt sich von der Kraft übermannen, die ihn zum Schaffen treibt. Diese Kraft verlangt von ihm die eindringlichste fragende und forschende Hinwendung zu seinem eigenen menschlichen Dasein und Grunde, die ihm zum Anlaß der ständigen Berührung werden mit der Mächtigkeit des Seins, die er durch sich und über sich hinaus als weltgestaltendes Element einfluten fühlt in sein Werk. So hebt sich seine Welt höher empor als er selber, weil sein Werk die Macht und den Ursprung des Lebens verkündet; so läßt er es hinter sich zurück, weil sich in ihm, dem Dichter, die Neuwerdung seiner Welt im Aufspüren der Quellen seines Daseins immerfort in jedem Augenblick vollzieht.

II. Teil.

Der Weltanspruch des Dichters in seiner Zeit.

Die Verweisung aller Probleme, die dem Menschen als Lebensprobleme aus seinem Dasein in der Welt erwachsen, an den Dichter, seine Zuständigkeit in den Lagen, zu denen nur der wahre Ernst des Fragens den Menschen führt, der Dichter als Herr nicht nur seiner eigenen Welt, sondern auch als Beherrscher des Weltbezuges der anderen Menschen: darin offenbart sich der königliche Anspruch, mit dem Paul Ernst das Dichtertum vertritt. Zur Voraussetzung hat die Anmeldung eines so gewaltigen und ungewöhnlichen Geltungswillens allerdings eine selbst aufgebürdete Verantwortung, die das Maß der Herrschaft über andere als ein Selbstverständliches auch auf sich selber überträgt und erst vom Einsatz der eigenen Person in die unsagbare Schwere eines höheren Lebens her dazu kommt, die Allgemeinheit gewissen Forderungen und Folgerungen des persönlichen schöpferischen Handelns zu unterwerfen. Der Dichter sagt:

Wer nicht sein Herz bezwingen kann,
Wie will bezwingen der die Welt?
Es ist ein jeder rechte Mann
Auf Weltbezwingung eingestellt[1]).
(Gedichte und Sprüche, S. 20.)

Diese „Weltbezwingung" erstreckt sich vom vorhandenen niedrigsten bis zum höchsten Weltbilde des Menschen; sie dehnt sich aus von der durch das Weltbild des Pöbels angezeigten Wertstufe bis zu jener der höchsten Gesittung und Gesinnung, auf der der Dichter als Schöpfer der Welt steht, mit dem vom Verantwortungsbewußtsein erfüllten Leben des Gesetzgebers, „welches das höchste menschliche Leben ist" (Credo S. 317). Paul Ernst sieht eine Stufenfolge von Weltbildern, unterschiedlich im Werte, wie die Menschen, die zu ihnen gehören. Jeder Mensch besitzt ein Weltbild; es wird ihm grundsätzlich das Vermögen zugesprochen, durch sein Leben das Bild seiner Welt zu formen; ja, er wird erst Mensch durch das Verhältnis zu einer Welt, deren Aussehen sich nach den unendlich vielen Möglichkeiten menschlichen Daseins richtet. Für die Art dieses allgemeinen Vorgangs der menschlichen Weltbezogenheit, wie Paul Ernst ihn wahrnimmt, sind die folgenden Worte aufschlußreich:

„... Mit seinen Augen sieht die Welt
Der Herr als Herr, der Knecht als Knecht.
Es ist die Welt, wofür sie hält,
Wie sie behandelt jedermann;
Wie sie verwandelt, Jeder kann
Beherrschen sie, wenn er nur will:
Sie hält ihm still, sie hält ihm still."
(Gedichte und Sprüche, S. 20.)

Der Dichter tritt mit dem in seinem Werke beschlossenen Sinn, der ja der zum Wesen seiner Dichtung erhobene Sinn seines mit seiner Weltschau verhafteten Daseins ist, der menschlichen Welt als der Künder eines Gesetzes entgegen, das er nur aus sich selber, nicht aus den Maßstäben, Anschauungen und Gefühlen dieser Welt gewonnen hat. Wenn Paul Ernst vom Dichter behauptet: „Weil seine Gedichte sein neues, gottgewolltes, in ihn bei der Geburt gelegtes, im Lauf seines Lebens offenbartes Weltbild darstellen, deshalb ist er ein Gesetzgeber" (Jünglingsj. S. 105), so behauptet er damit nicht nur das Recht des Dichters auf den Rang des Gesetzgebers, sondern klärt, woraus er dieses Recht ableitet. Der Dichter wird gespeist aus einer Tiefe, die nur ihm, als dem Dichter, sich erschließt und ihn in seiner schöpfe=

[1]) Obwohl diese Arbeit in der Hauptsache sich auf die von Paul Ernst selber so bezeichneten „Theoretischen Schriften" beschränkt, rechtfertigt doch der stark gedankliche Gehalt eines überwiegenden Teiles der in „Gedichte und Sprüche" enthaltenen Lyrik eine Aufnahme einiger „Sprüche" und Verse in den Gang der Darstellung.

rischen Regsamkeit hält. Sich hier gebunden zu wissen mit allem, was er ist und handelt, gebietet ihm, die Welt der anderen an sich zu binden durch sein Werk und zu beugen unter sein Gesetz. Die Welten der anderen müssen aufgehen in seiner eigenen; ihn kümmert es nicht, ob solche Unterwerfung freiwillig oder unfreiwillig, in Bewußtheit oder Unbewußtheit geschieht. Nicht umsonst stellt Paul Ernst immer wieder die Nähe zwischen Dichterberuf und dem Amte des Königs her, der mit dem Stolz des dem Geiste verpflichteten Menschen von sich sagt: „Ich, der ich ein König bin, ich weiß, was die Menschen tun müssen und befehle es ihnen; denn ich fühle mich selber als unbedingt und kann mich den Menschen befehlen ... Ich weiß, was die Menschen tun müssen, denn ich bin ein schöpferischer Mensch ..." (Gespräche S. 313). Auch der Dichter befiehlt seiner Welt und er befiehlt sich mit seiner Welt den Menschen.

Darum verlangt Paul Ernst als unerläßlichen Wesensbestandteil von der dichterischen Welt die Weite, denn nur einer Welt, die umfassend und groß, das heißt im gleichen Maße tief und hoch genug ist, um den in der Zeit zum Austrag gelangenden und von ihr unabhängigen Wesensanlagen des Menschen mit ihren sämtlichen Möglichkeiten Raum zu bieten und den Anreiz, sich in das vom Dichter erschaffene Gefüge von Welt und Mensch erlebend hineinzustellen – nur einer solchen Welt gesteht Paul Ernst das Recht der Herrschaft zu über die Daseinsform und Weltprägung jedes einzelnen Menschen hinaus. Diese Welt, die so viele andere Welten umschließen soll, kann nur erbaut werden unter dem äußersten Einsatz und der möglichsten Hingabe an die Berufung, in einem „Ringen der Dichter" (Credo S. 162), welches das Vertrauen zu seiner weltbildenden Kraft in der Gewißheit äußert: „... unser Leben ist ja nicht ein feiges Ruhen und Genießen, es ist ein hartes Kämpfen und Arbeiten und glücklich der Mensch, glücklich die Zeit, die am härtesten kämpfen und arbeiten dürfen" (Credo S. 162). Es spricht der Mut des ganz auf sich verwiesenen Menschen, aber nicht der verzerrte Mut der Ueberheblichkeit aus solchen Worten. „Wenn ein Mensch höherer Art entsteht, der schöpferische Gaben künstlerischer Art hat, dann schafft er aus sich und seinen inneren Lebensbedingungen heraus ein neues Weltbild ..." (Credo S. 305). Der Ansporn zum Weltbilden wird dem Dichter nicht von außen zuteil, und die Beziehungen, die ihn mit seinem Werke von sich wegführen, werden nicht bedingt durch die äußere Welt und ihre Erwartungen, sondern durch den Dichter als den leidenschaftlichen Mittelpunkt der Gewalten, die seine Welt bewegen und darüber hinaus die Bewegung anderer menschlicher Welten verursachen. Sich als Bildner der Welt verantwortlich zu fühlen für alles, was geschieht, ist eine Verpflichtung und eine „Last" (Credo S. 160) für den Dichter, an der er schwer trägt, und sie läßt ihn nicht zur Ruhe gelangen, weil für die Existenz eines jeden Dichters Gültigkeit hat, was Paul Ernst von sich selber gesteht: „... es war mir stets klar, daß ich ganz für mich allein stand, daß Alles an

mir selber lag und Nichts an Andern, daß kein Andrer mir helfen konnte, weder Gott noch Mensch ..." (Jugender. S. 318).

Die Auffassung vom Dichter, auch vom Philosophen, als einem Gesetzgeber, wie sie den Kern und Angelpunkt der Welt Paul Ernsts betrifft, die Auffassung von ihm als einem gewaltsamen Um- und Erschaffer der Welt weist auf eine Gleichartigkeit mit Anschauungen der Antike (z. B. Platons) und in neuerer Zeit zum Beispiel Friedrich Nietzsches und nach ihm Stefan Georges hin[2]). Es mag vielleicht von einer Arbeit, die sich zum Ziel gesetzt hat, die eigentliche Mitte im Schaffen Paul Ernsts, seinen Glauben an das herrschaftliche Amt der Dichter, bloßzulegen, erwartet werden – wieweit mit Fug, bleibe dahingestellt –, daß sie Spuren nachgeht oder zum mindesten von ihrer Entdeckung redet, die zu Vorgängern Paul Ernsts in gleicher Sache oder Vertretern ähnlicher Gedanken führen[3]). Die Einordnung von Dichtern und Philosophen in historische Lebensreihen und Lebenskomplexe ist ein allgemeiner und immer wieder anzutreffender Zug im Versuch des Menschen, seine originalen geistigen Güter hinlänglich zu klären und zu sichten. Es genügt aber nicht, einen großen Mann nur als Glied in einer Kette zu betrachten. Er ist darüber hinaus noch mehr, nämlich einmaliger Mensch, der auch in der Weise der Aneignung und Einverleibung überkommenen fremden, aber ihm angemessenen Gutes noch ganz er selber als Vollzieher seines eigenen Selbst und seiner Notwendigkeit sein kann. Die Anerkenntnis fremden Wesens läßt deutlich auch auf eine Erkenntnis des eigenen schließen; eine Befruchtung von außen trifft auf die Blüte, die aus eigener innerer Wurzel erstanden ist. Wie sehr sich einer der echten Befruchtung durch andere zu öffnen vermag, wie er übernommenes Wesen in eigenes verwandelt und mit ihm verschmilzt, das besagt wohl mehr über die Originalität eines schöpferischen Menschen, als über das Maß dessen, was er sich an Verwandtem für den Bau seiner Welt vom Gestade anderen Landes noch herbeiholt. Unter allen Umständen Grenzen festlegen zu wollen zwischen dem Erschaffenen aus eigenem Ursprung und dem Beigefügten aus anderen Welten ist mehr als verfänglich, da nicht nur die Gefahr einer gewalttätigen Umdeutung besteht, sondern darin auch ein Mangel an Ehrfurcht vor dem an sich doch unbeschreiblichen Akte des Auf-

---

[2]) Mit dem Gedicht „Der Dichter in Zeiten der Wirren" (Das neue Reich, Bd. IX der Gesamtausgabe, S. 36 ff.) hat Stefan George eine unter den Zeitgenossen, besonders der Nachkriegsjugend, stark wirkende und weit über den Tag erhobene Schau des Dichterberufes in seiner Pflicht und seinem Recht gegeben. „Der Dichter in Zeiten der Wirren" enthält das Ganze einer – in dieser Gültigkeit nur einmal so geprägten – Zeitensehnsucht nach der neuen Gestalt des Dichters. Viele haben sich unter diesem Bilde versammelt, das ein Zeichen des Aufbruchs wurde und trotz der sonstigen tiefen Verschiedenheit Stefan Georges von Paul Ernst doch bis in kleine Züge eine überraschende Gemeinsamkeit des beiderseitigen Willensgrundes verrät.

[3]) Es wird wohl auch in der Folgezeit, wenn sich erst eine breitere Schicht von Darstellern mit dem Werke Paul Ernsts beschäftigt, nicht ausbleiben, daß man ihn n u r nach dem Weltbilde derer erklärt, für deren Nachahmer oder freiwilligen Anwalt man ihn hält.

nehmens, inneren Bereitens und Entäußerns von geistigen Gehalten schöpferischer Persönlichkeiten, die frei vom Gesetz des alltäglichen Gebens und Nehmens sind, erblickt werden kann. Ein wirklicher Dichter oder Philosoph ist nicht ein Mosaik aus unzähligen oder zählbaren Bestandteilen anderer dichterischer oder philosophischer Welten, sondern seine Welt spiegelt als die eines echten Dichters oder Philosophen das allen Gemeinsame des schöpferischen Grundes wider.

Da in jedem Glied einer Kette der Charakter des Bindens und Gebundenwerdens, des Ergreifens und Weiterreichens, also der fortlaufende Sinn eines Ganzen, augenscheinlich wird, bedeutet dieses in Hinsicht auf die Darlegung der Ansichten Paul Ernsts über den Dichterberuf, wie Paul Ernst den Dichter nicht aus der Reihe der Glieder einer Kette zu begreifen, sondern als ein Glied mit dem innewohnenden Wesen der fortlaufenden Bewegung schlechthin, das heißt der Verkörperung des Berufes als Beruf, wie ihn das Ganze, zeitlose Ansprüche einer zeitlosen Macht, vom einzelnen Dichter immer wieder erfordert.

Es bestehen gewiß in der Wertskala Paul Ernsts und ihren Grundlagen Uebereinstimmungen mit dem Werke Nietzsches, die ohne dessen richtungweisenden Vorhergang im Kampfe für die Rechte von Kunst und Philosophie wahrscheinlich nicht so klar umrissen ihren Ausdruck gefunden hätten. Paul Ernst erhob sich in einer späteren Generation von Künstlern als Sprecher für Belange, deren Wahrnehmung ihn wegen des sehr großen Maßes an Bedrohtheit, in der sie standen, mit Notwendigkeit an ihre bedeutendsten Verfechter in früherer Zeit verweisen mußte. Gerade der Herrschaftsanspruch des Ernstschen Kunstideals ist hohes Ueberlieferungsgut, in dieser Form aber durchaus nicht epigonenhaft, sondern in erster Linie eine Folge jener gleichen geistigen Not und zunehmenden Unsicherheit, aus der heraus Männer wie Nietzsche eine neue Sinngebung aller Kulturwerte und Schöpfungsvorgänge forderten. Paul Ernst ist ein Beispiel dafür, daß fortdauernde Anliegen der geistigen Welt ihren Vertretern zu einer Bedeutsamkeit verhelfen können, die sich weniger in ihrer menschlichen Berufung, als vielmehr in der leidenschaftlichen Anwaltschaft für die reinen Belange dieser Welt kundgibt. Sein Schaffen dient der Tatsache zum Symbol, daß das vielleicht oft sehr Fragliche der persönlichen Fähigkeiten durch das Unfragliche der Sache getragen und geadelt wird.

Der Dichter, der dichtend den Weltsinn erschafft und ihn dichtend enträtselt, trägt mit der Erhebung seines in ihm gründenden menschlichen Daseins und seiner inneren Bewegung zu seinem Werke dafür Sorge, daß der Grundvorzug und die Grundmöglichkeit des Menschen anderen lebenden Wesen gegenüber, eine Welt oder Welten innerer Wertbezogenheiten zu bilden, nicht erlischt. Der „Dichter, welcher die eigentliche Idee des Menschen darstellt" (Zusammenbruch S. 233), ist deshalb die reinste Darstellung des Menschlichen, weil in ihm die Grundweise menschlichen Existierens, sich für frei gesetzte Ziele – unbeschadet der Herkunft solcher Setzung – schaffend zu

verhalten, den Gipfelpunkt erklimmt. Weil sich mit der Werk- und Weltbildung des Dichters die Bestimmung des Menschen, immer noch mehr zu wollen, als er selber ist, und zu sein, was er wollen kann[4]), so bejaht, daß in dieser Bejahung der Mensch bis zu seiner höchsten Entfaltung erfaßt wird und sich geformt dem Auge der Welt darbietet, darum kann Paul Ernst sagen: „das Allgemeine liegt nur in der Möglichkeit, und zwar in der Möglichkeit des Höchststehenden" (Zusammenbruch S. 187). Da aber so der Begriff und das Begreifen von Welt als höchste Möglichkeit des Menschen dem gemeinen Verstande vollständig entwunden und verlagert wird in jene Zone des Menschseins, in der dieses überhaupt gipfelt, nämlich die dichterische, muß noch eindringlicher die Frage nach dem Wesen der dichterischen Welt und ihrer Erstehung, wie Paul Ernst sie für sich verstanden wissen möchte, erhoben werden. Erst wenn sie diese Frage aufs unnachgiebigste stellt, ist jede Betrachtung unmittelbar bis zur Mitte seines Werkes vorgedrungen.

Das Besondere, Mitbegründende des Dichterberufs ist der Besitz und die Besessenheit von jener geistigen „Kraft, durch welche der Mensch sich über die sinnliche Wirklichkeit hinaushebt in eine geistige Welt" (Gespräche S. 216). Andeutend konnte schon dargestellt werden, daß von ihr die Bestimmung des Menschen durch Paul Ernst ausgeht, die aus der Art der Beziehung des Menschen zu dieser Kraft über seinen Wert oder Unwert folgert und ihm einen höheren oder geringeren Ort im Weltbilde des Dichters anweist. Hier ist auch folgende bedeutsame Feststellung entsprungen: „Es ist wohl sehr wichtig für den werdenden Dichter, daß ihm frühzeitig der Unterschied der dichterischen Welten von der Wirklichkeit klar wird" (Jugender. S. 294). Da das Wort Welt von Paul Ernst in der verschiedensten Bedeutung verwendet wird und damit die Vieldeutigkeit dieses Begriffes im Bezuge der menschlichen Verständigung auf ihre Probleme auch in seinem theoretischen Werke vorhanden ist, kann es hier im weiteren Verfolge der Arbeit nur darum gehen, Welt nicht in der Fragestellung der Philosophie als ein von Standpunkten dieser Wissenschaft her methodisch zu klärendes Phänomen auszubreiten, sondern als eine mit dem Dichter und seinem Werke unlösbar verknüpfte Wesenheit seines Schaffens, wie er sie dichtend erlebt und dichtend bewirkt. Solcher Einstellung des Betrachtens verhilft Paul Ernst selber zu der Richtung des einzuschlagenden Weges, wenn er so eindeutig nicht nur vom Dichter als dem Erzeuger der jeweiligen dichterischen Welt redet im Gegensatz zu dem, was sonst als „Wirklichkeit" Gewicht und Geltung haben mag, sondern Welt als für den Dichter wesentliches Phänomen des Lebens durchaus von ihm ihre Prägung empfangen läßt. Die Welt der Dichtung wird so auf die Welt als Inbegreifendes aller bestimmenden Momente des Menschseins gerichtet, daß mit ihr der Dichter als der eigentliche Gestalter, Beschwörer und Schöpfer die Lebendigkeit alles

[4]) „Der Mensch muß ins Unbegrenzte wollen. Die Würde der Seele kann keine Grenzen anerkennen" (Zusammenbruch S. 235).

Menschlichen in die ihm zukommende Form und Fülle bringt. Nichts anderes nämlich besagen diese Worte: „Die Dichter sind die vornehmsten Schöpfer der Welt. Alles, was wir heute sehen, ist in früheren Zeiten einmal von Dichtern geschaffen, Alles was wir fühlen, ja, was wir erleben" (Zusammenbruch S. 494). Obwohl sich schon in der Menschwerdung eines jeglichen menschlichen Selbst – und sie ergibt sich aus dem bewußten Dasein des Menschen in einer Welt und der Einsicht in eine nicht zu umschreibende Zielhaftigkeit seines geistigen Wollens – Weltwerdung vollstreckt, so wird dieser doch jeweils die Grenze bedeutet durch das Gesetz der dichterischen Welt. Es handelnd als Dichter zu befolgen und in die Tat der Werkbildung umzusetzen, heißt für Paul Ernst, das Leben sinnhaft zu machen und seinen geheimsten und unnennbarsten Wesensstrom in die große dichterische Metapher der Welt zu leiten. Es ist bereits ausgedrückt worden, daß das Weltverhältnis Paul Ernsts schon im Ansatzpunkte der Brücke, die der Dichter von sich zum Weltproblem schlägt, jeden Zweifel darüber ausschließt, ob die Fragestellung im gewöhnlichen Sinne Objektivität verbürgt. Der Dichter befreit sich nicht, wenn er sich der Frage zuwendet, was Welt sei, von seiner natürlichen Ausgangsstellung, welche eben die dichterische ist. Er hat sich und sein Werk so ausschließlich als zur Weltmitte gehörig begreifen gelernt, daß er sich nie zumuten würde, der Welt und ihrem Problem anders als mit dem schöpferischen Willen zur Bewältigung zu nahen. Aber dieser „Weltbezwingung" kann nicht vorgeworfen werden, sie erwähle zu ihrer Grundlage eine absolute Setzung, den Vorwand der Berufung, vor der die wahre philosophische Freiheit des rückhaltlosen Erfragens zuschanden würde. Die Frage Paul Ernsts nach der Wesenhaftigkeit der Welt bleibt als Frage offen stehen, oder besser: sie findet ihre Lösung durch das schöpferische Handeln des Dichters. Zu seinen Aufgaben zählt auch die, sich und das Amt immer wieder zu bewähren in der Frage nach dem Sinne von Welt, die der Formung und Erbildung des dichterischen Werkes voraufgeht oder mit ihr dauernd in eins fällt. Denn so, wie die geformte und beendete Dichtung dem Dichter keine Befriedigung oder Stillstand gewährt, ihm eher auflegt, mit Neuem den Sinn des Alten überzeugender und besser zu besiegeln, richtet sich das Problem der Welt immer wieder wie ungelöst vor ihm auf, ihn herausfordernd durch die ständige Bedrohung mit dem, was endgültig zu lösen ihm nicht gelingt und nicht gelingen darf.

Die Stellung Paul Ernsts zum Problem der Welt wird in dem Augenblick dem Mißverständnis ausgeliefert, wo man ihr mit dem Erwarten begegnet, durch sie Auskunft zu erhalten darüber, was man sich unter Welt allgemein vorzustellen habe. Paul Ernst anerkennt keine allgemeine Vorstellung von Welt, die für alle und jeden zuträfe. Wohl ist auch er der Auseinandersetzung mit den Versuchen der philosophischen Systeme, die Welt in ihrem Wesen zu erkennen und ihre vermeintliche objektive Erkenntnis verbindlich zu machen, nicht ausgewichen. Die ständige Wiederkehr der Polemik gegen namhafte Philosophen in diesem Zusammenhang beweist zur

Genüge, wie hart er sich den Weg zu dem, was in ihm lag und seiner Bergung wartete, erobert hat. Er gewann aus dieser Auseinandersetzung die Einsicht in die Angewiesenheit der Welt auf den Dichter, den sie braucht, um durch ihn im Besitze ihrer inneren Mächtigkeit zu verbleiben, welche den Menschen mit ihr verkettet in schicksalhaftem Gefüge. So wollen seine Aeußerungen zum Weltproblem aufgefaßt werden als ein Bekenntnis zu jenen Mächten und verborgenen, doch im Leben der Welt offenbar werdenden Kräften, an die der Dichter wirkend glaubt und von deren unbestimmbarer Wirklichkeit er Kunde gibt in seinem Werk, das sich nur im Dienste an ihnen als ihre Umbildung zu Welt versteht. Die subjektive Existenz des Dichters, subjektiv durch den nur sich auf sich selber berufenden Auftrag, leistet das Wagnis der Weltbildung nicht mit der hilfsweisen Benutzung von Lehrsätzen, Dogmen und durch die Ueberlieferung verbürgten Anschauungen. „Nur der seelische Mut, der die Verantwortung auf sich nimmt, der die Vereinzelung und die Feindschaft Aller nicht fürchtet, nur der erzeugt schöpferische Taten" (Tagebuch S. 347). Die subjektive Existenz gebraucht da, wo sie erhärten will, immer den Hinweis auf die letzte Macht des Lebens, die sich nur dem Erlebnis öffne, dem Denken und der Vernunftanwendung jedoch verschließe. Da sie in der Anrufung dieser Macht, der sie den obersten Namen verleiht, den Menschen noch immer zu vergeben haben, überzeugend ist und von ihrem Grunde her unzweifelhaft die Kämpfe durchblicken, die zur Verbindung mit ihr geführt haben, und sie allein bewerkstelligen können, wird aus der Subjektivität Objektivität, aus einer Welt persönlicher dichterischer Form und Geltung eine Welt, die auch andere als den Dichter zur Anerkennung bewegt.

III. Teil:
Die dichterische Welt und die Wirklichkeit.

Wie aber bildet der Dichter die Welt? Auch er unterliegt zunächst jener Gesetzlichkeit des Menschen, sich zur Welt als einer Gesamtheit alles ihm begegnenden Seienden, das in seinen inneren und äußeren Gesichtskreis tritt, als selber Seiendes verhalten zu müssen. In dem vermeintlichen Gegenüberstand, den diese Begegnung herbeiführt, in der scheinbaren Beziehung eines Subjekts zu seinem Objekt jedoch, in der Verknüpfung des Innerweltlichen im Menschen mit einer Um- und Außenwelt erblickt Paul Ernst eine „notwendige Selbsttäuschung" (Gespräche S. 306). Diese Selbsttäuschung deckt sich nach Auffassung Paul Ernsts mit dem allgemeinen Glauben an die Wirklichkeit alles begegnenden Seienden, der sich denn immer bewußt oder unbewußt des Dogmas von der zweifelsfreien Richtigkeit der Verweisung alles Lebens und Erlebens in die Scheidung des Standes und Gegenstandes bedienen muß. „Notwendig" wird die Selbsttäuschung genannt, weil das Zurechtfinden des Menschen in der Welt der *praktischen* Lebendigkeit, die Ermöglichung des tatsächlichen Lebens,

von ihm ein Verhalten erfordert, das nicht das eines höheren Lebens, jedoch unumgänglich ist. Hier haben die praktischen Denk- und Erkenntnisvermögen ihren Platz, aber auch nur insofern, als sie um den Unwert dessen wissen, was im Zuge ihres Arbeitsvorganges als Wirklichkeit bezeichnet wird: „In Wirklichkeit ist nichts, als die gesamte Welt, von uns aus gerechnet bis zum äußersten Fixstern; die wir äußerlich, wissenschaftlich, als Stoff, Anschauung, als von uns geformte Wahrnehmung; und innerlich fromm, als Geist erleben. Dieser Geist ist das Einzige, das wirklich ist, denn nur im Erleben haben wir wirkliche Erkenntnis; in der Anschauung haben wir nichts als ein Bild, das wir aus uns herauswerfen, wie eine Zauberlaterne" (Gespräche S. 306)[1]. Als die Grundeigenschaft des Menschen im Verhältnis zu der ihm gehörigen Welt darf nicht eine von der „Welt" im Menschen verursachte Feststellung oder Abschätzung von festen Tatbeständen angenommen werden, in denen sich ihm Welt darstellt oder gar vergegenständlicht, eine Subjekt-Objektbeziehung also, in der das Objekt die herrschende Rolle spielt. Es besteht keine Gesetzlichkeit der Welt außerhalb des Menschen, dem die Welt eine innere vorbestimmte Wesenheit seines Daseins bedeutet. Sein Dasein gerade prägt mit den ihm zu Gebote stehenden Vermögen die Gesamtheit alles Seienden, einschließlich des Menschen selber, um zu seiner Welt. Darum ist „in Wirklichkeit" nichts als der Geist des Menschen, der die Zusammenfügung alles Seienden zur Welt und dem Dasein des Menschen in der Welt leistet. Der Mensch besitzt grundsätzlich die Befähigung zu einem allgemeinen Schöpfungsvorgang, der ihn aus den Anlagen seines Wesens heraus die ihm notwendige und vorbestimmte Welt formen läßt. Es gibt für Paul Ernst keine an sich existierende Außenwelt, und das gegenteilige Gefühl des Menschen, das auch an das Vorhandensein von Kräften glaubt, die die Welt, unabhängig vom Menschen, verändern, ist ihm eine erklärliche Irrung. „Es kommt uns so vor, als ob Mächte außer uns mit eigenen Kräften und unabhängig von uns die Welt beherrschen und verändern; in Wirklichkeit aber sind die herrschenden und verändernden Mächte in uns selber . . . Die Welt verändert sich dadurch, daß wir, ihre Schöpfer, uns verändern" (Jugender. S. 261 f.). Soweit aber die Erschaffung von Welt durch den Menschen die Anwendung vernünftiger Vermögen betrifft, zu deren Klärung und Verständnis der Philosophie als Erkenntniskritik von Paul Ernst ein gewisses Recht zugestanden wird, stützt sich auch hier der Dichter Paul Ernst nicht lediglich auf die von der Philosophie auf ihrem historischen Wege erworbenen Einsichten. So wird zum Beispiel das Zustandekommen der Vorstellungswelt – gemeinhin Wirklichkeit genannt – aus der Unterworfenheit der rationalen Lebensdeutung gegenüber entfernt in einen von der Spekulation gereinigten Bereich des dichterischen Weltbegreifens, das sich mit der umspannenden Wesenhaftigkeit des Daseins einer unerörterbaren Macht ausliefert. „. . . der Mensch ist in seiner fiktiven Tätigkeit, das heißt: in der Schöpfung

[1]) Vom Verf. gesperrt.

der Vorstellungswelt, das unbewußte **Werkzeug einer höheren Macht**"[2]) (Gespräche S. 276). Vor dem sich im Tun des Menschen für den Dichter äußernden Sinn dieser Macht, Welt in sich, einschließlich ihres Schöpfers, des Menschen, als ein irgendwie beschaffenes Ganzes erstehen lassen zu müssen, wird dem Dichter der Stoff, aus dem die Erbildung der Welt ihre Formen hervorbringt, unwichtig oder nichtig. Da der Mensch so gänzlich unabhängig gesehen wird vom Gegenstand seiner von innen nach außen erfolgenden Bewirkungen, Zuwendungen und Gestaltungen und das Wesentliche, seine Zugehörigkeit zu unfaßbaren Mächten, sich gegenstandslos vollzieht, wird dem begegnenden Seienden die Realität außerhalb des Menschen abgesprochen. Die geglaubte Realität des Seienden aber steht als die „schlechte Wirklichkeit" (Gespräche S. 205) der dichterischen Welt in unversöhnbarem Gegensatz gegenüber, da der Dichter nach Paul Ernst keine andere Realität anerkennt als die des Irrealen. Weil zu der Erfassung des Realen der Mensch des anschauenden Erkennens bedarf, in der Voraussetzung, daß Welt als eine reale Vorhandenheit auch unabhängig vom Menschen existiere, bedeutet für Paul Ernst das Weltphänomen mit dem Charakter der vernünftigen Zugänglichkeit nur dort eine lebenswichtige Frage, wo das Dasein des Menschen sich als ein praktisches um die ökonomische Sicherung des Lebens zu bemühen und darum die Gesetze und Verfahrensweisen scheinbarer, fiktiver Realität des weltlichen Zusammenhanges von Mensch und begegnendem Seienden zu benutzen hat („. . . sie [die Vernunft] ist ein Werkzeug, durch das wir die Vorstellungswelt schaffen, um unser leibliches Leben zu führen: aber sie ist Nichts weiter", Grundlagen S. 22). Paul Ernst trägt damit einer Notwendigkeit des Menschen Rechnung, der Welt und dem Dasein eine gewisse Zwecksetzung unterschieben zu müssen, die mit einfachen, verständlichen Gesetzen das Handeln ermöglicht und bestimmt; er räumt dem Menschen die Erschaffung einer Gesetzmäßigkeit der Welt aus Notdurft ein, von der er allerdings die Einsicht in ihre Gemachtheit, ihr „fiktives" Wesen verlangt. Ueber das alltägliche Wollen, Planen und Sinnen des Menschen, über die vernünftige Ordnung des Lebensvorganges hinaus erhebt sich das Streben des Dichters, nach seiner Art der Lebensermöglichung dienstbar zu sein, die der Vernunft nur einen beschränkten Rang zubilligt und sie vollends da ausschaltet, wo der Dichter sich unmittelbar unter den Zwang des Handelns und Erschaffens gerufen weiß: „Wer Ernstes will, der macht sich ja nicht abhängig von der Wirklichkeit" (Gespräche S. 268). Der Dichter verläßt den für die Vernunftauffassung unentbehrlichen Kausalzusammenhang des mit dem Vorzeichen der Realität versehenen Geschehens und sucht anderswo die „Wirklichkeit" der Welt. Da nun gerade er als der verantwortungsbeladene Bildner der menschlichen Gestalt und Anrufer des im Dasein des Menschen sich verkündenden Seinsgrundes den Menschen nicht als eine Zusammensetzung aus verschiedenen Möglichkeiten der Lebensbewältigung, sondern in der Einheit der Existenz

[2]) Vom Verf. gesperrt.

sieht, teilt er den Menschen auch nicht von einer begrifflichen Position aus in unterschiedliche Zuständigkeitssphären seiner inneren Verfassung. So trägt zur Bildung der menschlichen Einheit der Verstand ebenso bei wie das Gefühl, aber der Dichter wacht voller Sorge darüber, daß dieses nicht verkümmert und unterdrückt wird zugunsten des anderen, weil das dichterische Mittel der Welterfassung vornehmlich das Gefühl ist. Diese Erschlossenheit des Wesens, womit er die Offenbarung der weltbildenden Mächte als inneres Sein empfängt, versucht er im Menschen zu erhalten, da der Mensch ihrer in Hinsicht auf sich und die verständnisinnige Aufnahme der dichterischen Welt nicht ungestraft entraten kann. Der Auffassung des Dichters von der Stellung des Menschen und seinem Dasein als Eigentümer einer beziehungsreichen und werterfüllten Welt entspricht ein Verhalten des Menschen, das in der ungestörten Einheit der inneren Grundverfassung dem gesamten Lebensvorgang als einer Einheit zu begegnen hat. Die Vernunft und ihre bescheidene, der Grenzen bewußte Nutzanwendung in der Form der W i s s e n s c h a f t wird nicht verneint, Paul Ernst verwahrt sich jedoch dringlich gegen die „Herrschaft des wissenschaftlichen Denkens . . ., das immer nur dienen dürfte" (Jünglingsj. S. 153). Denn die herrschaftliche Sonderstellung einer durch ihre Arbeitsweise endlichen und vernünftigen, das heißt teilhaften und aus der Sinnhaftigkeit der inneren Grundverfassung des Menschen gelösten Fähigkeit zum Dienste an abgezogenen Forderungen des Lebens läuft einer dichterischen Einsicht wie dieser zuwider: „Alles ist Eins, unser Verstand kann nur das Einzelne erkennen und nicht das Ganze; und wenn wir unserm Verstand folgen, dann müssen wir zerstörend wirken" (Jünglingsj. S. 287). Dem Dichter ist es um den Bau einer Welt, seiner dichterischen Welt zu tun; und jeder Meister hält auf die Vollkommenheit seines Werkes aus einer nicht nur von ungefähr ihn berührenden Vorstellung von der Notwendigkeit der Probe und Bewährung des eigenen Daseins vor dem Angesicht der daraus erzeugten Welt. Darum kann es ihm nicht gleichgültig sein, wenn gemeiner Verstand ein Ganzes, die Welt, in Teile zergliedert, um sie desto besser, wie er meint, zu begreifen und sich mit Teilen des Ganzen zu versichern. Der Dichter gewahrt nicht nur die Trivialität eines solchen Versuches der menschlichen Weltbehauptung, sondern auch seine Verwerflichkeit, die zur „Zerstörung" der Einheit von Welt und Mensch, sowie des mit der Einheit gegebenen Verständnisses ihres gemeinsamen tragenden Grundes führt. Der Dichter kann nur in der Einheit des Bestandes von Welt und Mensch leben, den eine innere Mächtigkeit, erfahren und behütet von Menschen mit der Begabung auch für das Unsinnliche, eine sinnvolle Ordnung höheren Daseins bleiben läßt. So sagt Paul Ernst über sich selbst: „Ich kann mich nicht teilen und ich kann die Welt nicht teilen; ich bin ein Ganzes und kann immer nur ein Ganzes sehen. Ich bin nun eben ein Dichter" (Jünglingsj. S. 286). Diese formbildende dichterische Kraft, die die Gefügtheit von Welt und Mensch als eine in sich einheitliche und lebensnotwendige visionär entgegennimmt und ebenso aus sich heraus-

bildet, veranlaßt den Dichter, sich dauernd um ihre Erhaltung mit der Frage des sorgenden Schöpfers zu kümmern: „Haben wir diese formbildende Kraft? Und wenn nicht, können wir sie in uns entwickeln? Von der Beantwortung dieser Frage hängt das Schicksal der Welt ab" (Credo S. 40).

Wenn oben gesagt wurde, als das Erfassungsmittel seiner Verbundenheit mit den begrifflich unsagbaren Mächten der Welt gelte dem Dichter vornehmlich das Gefühl, so wurde doch auch bemerkt, daß Paul Ernst den Menschen als Lebens- und Weltbestehenden nicht in Kategorien verschiedenen Funktionsgehaltes zerlegt. Wo auch die Vielfältigkeit des menschlichen Lebensvorgangs von Paul Ernst zurückgeführt wird auf funktional umschriebene Weltfähigkeitselemente des Menschen wie Vernunft, Verstand und Gefühl, geschieht diese Existenzzergliederung nur im Interesse der einheitlichen dichterischen Existenzschau. Nur sie ist der wahre Ausdruck des dichterischen Empfindens für die Wesenheit von Mensch und Welt. Gerade der in sich geschlossene, doch dem Unbegreiflichen gegenüber zur völligen Eröffnung fähige Mensch erscheint dem Dichter schon wie eine Antwort auf die fragende Andeutung der Möglichkeit, „daß hinter Allem Alles Eins wäre?" (Jugender. S. 280).

Die Einheit von Welt und Mensch ist nur schließbar aus der unbeschränkten Inanspruchnahme der innerlichen Fähigkeiten des Menschen, deren Gebrauch ihm deutbar und sinnhaft wird durch die aus dem gespannten Hinhören auf seine Ursprungsmächte gewonnenen Einsichten und Zielsetzungen. Diese tätige Ordnung des Lebens ergibt die Schönheit der Welt, die von der Bereitschaft zum Ganz-sein-wollen empfangen werden kann. Aber „Nur wenige Menschen haben das Glück, die Schönheit der Welt zu sehen. Das sind die Dichter" (Jugender. S. 281). Der Dichter ist begnadet zur Empfängnis des aus jeglicher Behinderung emporgestiegenen Welterlebens, weil er als der berufene Wächter an den Quellen der Ströme menschlichen Daseins über ihre Zuordnung zu den Mündungsgebieten wohl unterrichtet ist und daher mit seinem Werke, dieser neuen Welt, das Dasein des Menschen in die dem Dichter unverlierbare Richtung zu weisen sich unterfängt. Zu dem Dasein des Menschen in der Welt gehört die Erscheinung des ständigen Herausfalls aus der ihm gebührenden Ordnung, indem er zwangsläufig scheitern muß bei den Versuchen, mit ungebührlichen Mitteln das ihm Gebührliche zu erlangen. In die Einheit von Welt und Mensch fügt sich die Einheit von Denken und Fühlen, da sie beide den Menschen und die Form seines welthaften Daseins begründen. Die Lebendigkeit des welthaften Daseins läßt sich aber weder dem Medium des Denkens, noch dem des Fühlens allein gleichsetzen; und unzulänglich ist jedes Beginnen, nach erfolgter Trennung dieser Eigenschaften mit einer von ihnen den Zutritt zum Geheimnis der Weltbildung erzwingen zu wollen. Da nach Paul Ernst der Dichter den Menschen in seiner Existenz schaut und ihm darum weder nur das eine, noch das andere wichtig ist, faßt er den Menschen fühlend in der Miteinanderwirkung seiner Eigenschaften zusammen und beschwört diese echte

Ursprungsstruktur des Menschen, wenn er den Verstand in seine Schranken zurückgebietet. Die Sinnfälligkeit der höchsten Kunstübung im Dichter, zum „Ermöglichen des Lebens" (Credo S. 156), den Menschen mit der im Werke entfalteten Mächtigkeit des Daseinsgrundes zur Besinnung auf die Herkunft seiner Werte zu ermahnen, bekundet Paul Ernst in ständiger Veränderung des Motivs: „Die Kunst geht ihrer ganzen Natur nach zeitlich immer dem Denken vorauf" (Jugender. S. 283). Der „zeitliche Voraufgang" der Kunst vor dem Denken ist im Sinne Paul Ernsts, auch abgesehen von der Berücksichtigung des Zeitmomentes, der Vorgang einer ursprungsnahen Selbstdarstellung des Menschen und seiner Welt im Vergleiche mit einer ursprungsfernen, dem Denken, das als ein teilhafter Weltbezug sich entweder innerhalb seiner Grenzen bescheidet oder sich einer Mißdeutung seiner Aufgabe und des Lebens schuldig macht. Es spricht für die Besonderheit des dichterischen Gefühls, wenn es über die Einheit des Menschen, in der sich doch alle Züge, von denen das Gefühl auch *einer* ist, zu einem Bilde vereinen, hinausschreitet und das Recht zu einer Sicht des Menschen mit dem unüberhörbaren Anspruch auf Anerkennung verkündet: „Die Gesamtheit des Lebens wird dem rein begrifflichen Erfassen immer entgehen, sie ist nur gefühlsmäßig zu begreifen. Die Mitteilung des Gefühls ist aber sehr schwierig, sie kann nur durch die *höheren künstlerischen und religiösen Fähigkeiten* des Menschen geschehen und wird nie glatt begreifbar sein. Der beschränkte Mensch, der mit seinem Verstand die Erscheinungen bemißt, wird im höheren Sinne immer Unrecht haben und dumm sein; aber er hat den großen Vorteil, daß er seine Gedankengänge restlos durch die begriffliche Mitteilung auf andere übertragen kann; daß der andere, wenn er ihm antworten will, sich in den Bereich des Verstandes begeben muß, und da dann höchstens zu erklären vermag: hier ist der Verstand nicht zuständig"[3]) (Credo S. 132 f.). Die diesen Worten zugrundeliegende Auffassung ist ein Ausfluß des dichterischen Weltgefühls von der Unmöglichkeit der Sezierung des Lebensvorganges im höheren Verstande: „Das Leben kann man immer nur als eine Einheit verstehen" (Jugender. S. 261).

Die vernünftigen Vermögen des Menschen dienen, wenn sie sich der Sinnhaftigkeit seiner gesamten Weltbefähigung als das Ganze mitbegründender Zug eingliedern, einer teilhaften, aber von der im Dasein enthaltenen, zu höheren Zwecken drängenden Willensrichtung des Seinsgrundes in die umfassende Struktur der menschlichen Lebendigkeit überführten und damit elementaren Aufgabe. Die praktische Zurechtfindung des Menschen in der welthaft geordneten Bezüglichkeit seines Lebens schafft unter dieser Voraussetzung nur die Grundlage für das höhere und über die Realität erhobene Verstehen der Welt. „Die natürliche Aufgabe des Menschen ist seine seelische Höherbildung. Alles andere ist nur ein Mittel für diese Aufgabe" (Tagebuch S. 189). Die vernünftig-praktischen Vermögen erfahren als Mittel eine

[3]) Vom Verf. gesperrt.

Zuordnung auf einen höheren Zweck des Menschen, nämlich den der Weltbildung. Soweit die Ordnung des gesamten Lebens nur mit ihrer Hilfe unternommen wird und ihr Gebrauch die Möglichkeit, geschweige denn die Zuständigkeit anderer Fähigkeiten des Menschen verneint, erfolgt zur Wiederherstellung eines Gleichgewichtszustandes die nachdrückliche Verweisung des Menschen auf das G e f ü h l, das vom Dichter als der Vernunft nebengeordnetes Mittel behandelt wird. Der Fall der Verneinung aller weiteren Vermögen des Menschen – seien sie hier als dichterische und religiöse bezeichnet – durch den bloßen Verstand ist ein tödlicher Angriff auf das Recht des Dichters. Er empfindet den Uebergriff der Vernunft über ihre Schranken folgerichtig als die Erklärung des Menschen, daß keine anderen Kräfte seien als solche, die Realität bewirken und gleichgesetzt werden können mit dem für ihn real sich äußernden Sinn des real Seienden. So aber würde das Dasein des Menschen in der Welt seine Bewandtnis haben können mit der ununterbrochenen Anwendung der Vernunft auf den faßbaren Bereich einer vernünftig geordneten Gegenständlichkeit mit dem e i n d e u t i g e n Namen Welt. Ausgeschlossen wäre in einer solchen primitiv-regelhaft verhängten Ordnung des Lebens natürlich der Dichter mit seiner Deutung der Welt aus Mächten, deren Heiligkeit gegenüber der Werkzeugcharakter des begrifflichen Denkens völlig unzureichend ist, da dieses „Denken nur ordnen und nicht schaffen kann" (Credo S. 250).

Paul Ernst vermeint aber gerade die Würde des Menschen durch die Selbständigkeit des Schöpferverhältnisses zu seiner Welt ausgedrückt zu sehen, die sich ihre über die Vernunft hinausgreifende Aufgabe nicht durch einen teilhaften, stellvertretenden Bezug entwinden läßt. Ein Denken, das den Sinn von Mensch und Welt nur in die Bezüglichkeit des reinen Verstandes und der Vernunft lagert, muß in der Verkennung von höheren Mächten leben, aus denen der Mensch sich selber in freiwilliger Untertätigkeit als den Bildner der Welt und seines Daseins im Sinne der Weiterwirkung jener irrealen Gewalten empfängt. Die Ueberzeugtheit des Menschen von der unabhängigen Realität des Seienden und dem Sein nur als einem sich in Gegenständlichkeit äußernden Sinn der Erhaltung von Seiendem ist wohl eine mögliche Form, das Leben zu überstehen, macht aber aus dem Menschen einen von anderen Teilen der gesamten Lebendigkeit des Daseins abhängenden Teil, dem nichts weiter zu tun aufgegeben ist, als sein Verhältnis zu diesen Teilen verstandesmäßig festzulegen. Damit hat der Mensch einen Verzicht auf eigene Formbildung und Bestehung des Daseins von seinem Grunde her begangen; er hat die Verantwortung, die jedem Schöpfer zufällt, abgewälzt auf ein außer ihm vorgehendes mechanisches Ineinandergreifen aller Teile zu einem Ganzen und ihre Drehung um eine Achse, die nicht der Mensch, sondern das von ihm als real anerkannte, vernünftige Bewegungszentrum der Welt ist. „Das ganze Dasein des Menschen ist so geordnet, daß die selbständige Tätigkeit des einzelnen, Gewissensentscheidung und schöpferische Kraft nicht nur nicht nötig sind, sondern sogar

unerwünscht; es ist, wie man es nennt, alles mechanisiert" (Credo S. 299). Der Unterschied zwischen dieser und der dichterischen Möglichkeit des Weltverhältnisses läßt sich formelhaft noch so treffen: es gibt nicht den Menschen, weil es eine Welt gibt, sondern Mensch und Welt sind, weil der Mensch in der höchsten ihm gelingenden Form als Dichter leben kann und den Menschen erst schöpferisch zu sich selber und seinem welthaften Dasein erweckt[4]). Mit der Ableitung seines Schöpfertums aus den Mächten der Welt, ohne die sein Beruf ohne Berufung und seine geistige Herrschaft über den Menschen ohne Recht wäre, erwirbt der Dichter seine „Vornehmheit", die in ebensoweite Entfernung von dem nur verstandesmäßigen Begreifen der Welt gerückt ist wie der Geist der frommen, inneren Schau von der äußeren Wahrnehmung eines körperlichen Gegenstandes. Die Verneinung der Realität alles Seienden und des dem Menschen durch seine endlichen Vermögen zugänglichen Seins des Seienden braucht noch keine Flucht des Dichters vor einer ihm zum Ressentiment herausfordernden, bereits vorhandenen wirklichen Welt zu sein. Sie kann bedeuten die tiefste und entscheidendste Bewährung eines Wissens, d e s Wissens, daß „alle Dinge vom Menschen geschaffen sind" (Grundlagen S. 592) und auch der Mensch als Wesenheit einbezogen ist in jenes welthafte Dasein, welches der Mensch schafft, und das ganz allein ihm, dem im Auftrag der Mächte Handelnden, seine geprägte Form und innerlich gestimmte Fülle verdankt. Was das Aussehen einer nicht zu überbietenden Vermessenheit besitzt, diese menschliche „Selbstherrlichkeit" ungewöhnlichen Begriffes:

„Ein Wort in deinem Geist,
Alles behend zerschellt.
Du schaffst und erhältst,
In dir nur lebt die Welt."

(Gedichte und Sprüche S. 3)

und die dargelegte Vorstellung des Dichters von der weltbildenden Fähigkeit des Menschen bezeugt, ist der Ausdruck einer Demut, nämlich des opfervollen Stehens unter dem Gebot verpflichtender und das Dasein zu einer stolz getragenen Last machenden Grundmächtigkeit des Seins. Es muß noch einmal betont werden: die Verneinung der Realität der vom Menschen erfahrenen Gefügtheit von Mensch und Welt und des darin gründenden welthaften Daseins durch Paul Ernst ist u r s p r ü n g l i c h wohl kein Ausweichen eines Schwachen vor einer „Wirklichkeit", die er nicht ertragen kann oder will, die er ablehnt, weil sie ihn entzweien würde mit der dichterisch geschauten Herkunft von Welt und Mensch aus einem den Erfassungsmitteln des Realen verschlossenen Grunde. Sie bedeutet auch wohl nicht die ultima ratio zur Ehrenrettung des Dichters in einer entgötterten Zeit, wo Welt

---

[4]) Das damit bezeichnete Lebensgefühl Paul Ernsts wird in seinem theoretischen Werke nicht selten verdeckt durch scheinbare Zugeständnisse an die gegenteilige Auffassung, die sich immer bei Auseinandersetzungen eines Dichters mit der in einer Zeit geläufigen Neigung des Welt- und Daseinsverstehens einstellen werden.

nur als die Summe alles real Seienden für den Menschen Gültigkeit hat; wo er sich selber nur als den Inhaber von Werkzeugen zur Zubereitung des Realen für seine Zwecke versteht, die dann entsprechend als vernünftige Zwecke nicht den Rahmen dieser realen Verbundenheit von Mensch und Welt mit ihren durch die Vernunft überall zugänglichen Teilen verlassen. Unverständlich müßte sonst das Wort Paul Ernsts über die Lage des Dichters anmuten, wie er sie, von seiner Zeit bestimmt, erlebt hat: „daß der Dichter ganz nur auf sich, auf Gott und auf die ewigen Gesetze der Form gestellt ist, daß ihn nichts mehr beirren kann. Es wäre doch alles unbegreiflich, wenn wir nicht unmittelbar vor einer Blüte der Dichtung ständen innerhalb eines furchtbaren Verfalls der Menschheit" (Zusammenbruch S. 494).

Die Flucht vor der Wirklichkeit in der Art der Zuflucht zu einer persönlichen dichterischen Begabung, welche sich den von der Mehrheit der anderen als gültig empfundenen Formen und Inhalten des Daseins ab- und einer eigenen individuellen Weltsphäre zukehrt, trifft als Beschuldigung Paul Ernst nicht unbedingt. Er fordert nicht für den Menschen seiner, sondern für den Menschen jeder Zeit, zu deren Bewußtsein irgendwie die Dichtung und der Dichter gehören, die Geringschätzung oder Verneinung der „realen Welt", damit der Mensch sich zu sich selber und seiner angemessenen Existenzweise aufrufe: zu dem erschaffenden Einssein mit seiner Welt, das ihm seine Würde im Gegensatz zu dem bloß tierischen Fristen des Lebens schenkt. Er begreift sein dichterisches Dasein in der Welt in der Gewißheit, die zu Handeln und Einsatz zwingt: daß die Welt kein G e g e b e n e s ist, sondern eine A u f g a b e, daß die Welt kein vorhandenes A b s o l u t u m darstellt, sondern immer nur die a b s o l u t e M ö g l i c h k e i t zur s c h ö p f e r i s c h e n, f o r m g e b e n d e n B e w ä h r u n g des Menschen, der mit der Erbildung von Welt sich selber erst den Rang der menschlichen Existenz erkämpft.

Kapitel II:

Die dichterische Welt.

Abschnitt I:

Der Dichter als Schöpfer der Welt.

Es ist schon dargestellt worden, daß die Erscheinung des Dichters bei Paul Ernst auch die allgemeine Gesetzlichkeit des menschlichen Daseins, sich zu begegnendem Seienden als selber Seiendes verhalten zu müssen, trägt. In der Stellung, die er dem Seienden gegenüber einnimmt, erkennt Paul Ernst nicht die klar umgrenzte Beziehung eines daseienden, denkenden, fühlenden und handelnden Wesens zu gegenständlichen Bereichen des Seins mit eigen-gefristetem Dasein, unabhängig vom betrachtenden Menschen. Er nennt vielmehr das ununterschiedene, gegenstandslose Miteinander-Sein des Menschen und seiner Welt, diese Weise des menschlichen, welthaften Daseins die natürliche Seinsweise des Menschen. Die schöpferische Umbildung des Seienden zur Welt fällt als Möglichkeit unter die generelle Fähigkeit des Menschen, die Bezüglichkeit seines Daseins geistig zu ordnen. Auf einer niedrigen Stufe – niedrig, wenn sich der Mensch nicht über sie hinauszubewegen vermag – bedeutet diese Ordnung der menschlichen Bezüge zu Welt nur die Tätigkeit vernünftiger Vermögen in dem Vorgang, mit dem der Mensch die Formgebung seiner sinnlichen Eindrücke vollstreckt. Gelangt der Mensch zu der Einsicht in diesen Akt des Erschaffens von Seiendem aus der Unordnung der Erscheinungen zu der welthaft geordneten Bezüglichkeit des Menschen und alles Seienden, so ist nach Paul Ernst die Grundlage für das dichterische Bewältigen des „Weltstoffes" in ihm vorhanden. Zwar bezieht sich die generelle Befähigung zur Welterschaffung hier nur auf die Umformung sinnlicher Eindrücke, zeigt aber schon deutlich die Eigenschaft des Menschen, Bildner sein zu können. „Was wir die Welt nennen, das ist in Wahrheit nichts als eine ungeordnete Menge von Wahrnehmungen, Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen. Aus dieser Menge hat der Mensch die Welt geschaffen, er schafft sie täglich. Er schafft sie nach Gesetzen, die er in sich trägt. Diese Schöpfung ist das Wesentliche, nicht jene Menge"[1]) (Zusammenbruch S. 493).

Die Gefahr des vom Dichter mit „Erschaffen" gleichgesetzten ordnenden Bezuges des Menschen zu Seiendem erklärt sich aus dem üblichen Hang des Menschen zum Vordergrundsglauben, aus dem die falsche Bewertung der Vernunftvermögen gegenüber anderen Fähigkeiten des Menschen hervorgeht. Diese Leichtgläubigkeit des Menschen veranlaßt auch die Rückführung von „Gesetzen, die er in sich trägt", auf den Sinn einer allgemeinen, von jedem

[1]) Vom Verf. gesperrt.

einzusehenden, vernünftigen und auch ohne den Menschen tätigen Ordnung der Welt. Sie verhindert, daß er sich stehen weiß im Bannkreis unfaßbarer Mächte, als deren einzige Erfassung der stete Versuch zu ihr gelten kann. Wohl ist mit der Einigkeit von Gefühl und Verstand die notwendige Voraussetzung der Zuordnung des Menschen zu dem Sinn seiner Grundmächte erfüllt; die Sinnbegabung des Daseins durch die Vernunft jedoch zerstört den Zusammenhang des Menschen mit seinen Mächten. Das begriffliche Denken im Dienste der Vernunft ist, wie Paul Ernst meint, kein Umweg zu ihnen, sondern ein Irrweg, der sich bitter rächt mit zerstörender Umformung des Menschen vom Gestalter der Welt, der er ursprünglich war oder hätte sein sollen, zu ihrem willenlosen Knechte. In der Erkenntnis dieses Zustandes lebt der Dichter, denn er gehört zu den „schöpferischen Menschen, und diese sind es, welche die Verantwortung tragen für die Menschheit; sie sind auch die einzigen, die völlig für sich selber verantwortlich sind" (Gespräche S. 309). Indem nun der Dichter mit seinem Werke für die echten Bezüge des Menschen zu seinen Mächten eintritt, zu denen nicht zuletzt die Dichtung dem Menschen überhaupt erst den Weg weist, sorgt er dafür, daß der Mensch seinem Auftrag, Welt zu bilden, nachkommen kann. Paul Ernst rechtfertigt dieses Wächteramt mit dem Bekenntnis seines Glaubens an die Weltbildung des Dichters vor jeder anderen Formgebung des Daseins zu Welt durch den Menschen. „Ich habe den Glauben meines Amtes" (Gespräche S. 247).

Ob diese Weltbildung des Dichters ursprünglich eine von dem Bewußtsein der Verpflichtung gelöste Angelegenheit bedeutet und Dichtung das absichtslose Sein der Dichter gesprochen verkündet, ist eine von Paul Ernst her nicht zu beantwortende Frage, da er bei der Betrachtung des Dichteramtes und der Weltbildung nicht absieht vom Menschen, dem sie doch zuletzt und zuerst gelten muß, und den er als Menschen in seiner Wesenheit von ihr geprägt sieht. Die Ueberzeugung Paul Ernsts von der weltbildenden Kraft der Dichter reicht so weit, daß er die Prägung alles Seienden und seiner erlebnishaften Zusammenfügung zu Welt durch den Menschen als von allem Anfang her dichterischen Ausdruck des Daseins dem Dichter zuschreibt. „Alle Menschen heute leben in den Welten früherer Dichter . . ." (Gespräche S. 233).

Selbst die Welt in der Darstellung des durch menschliche Vermögen vorgestellten Seienden, einen allgemeinen Schöpfungsvorgang des Menschen, sieht Paul Ernst vorgebildet durch den wortmächtigen Dichter. Er sagt von dieser Welt: „. . . man bilde sich nicht etwa ein, daß diese Schöpfung nun eine Selbstverständlichkeit ist und so nach Belieben von jedem vollzogen werden könne. Sie ist geschichtlicher Vorgang, und sie geschieht von besonders begnadeten Personen, deren hauptsächlichste die Künstler sind. Wenn ein Mann etwa eine grüne Wiese sieht, so soll er nicht denken, er sieht dasselbe, was ein Mensch sieht, dessen Geist künstlerisch gebildet ist, so soll er nicht meinen, daß diese Wiese, die er da als Ding sieht, das scheinbar außer

ihm ist, schon da war, als die ersten Menschen geschaffen wurden. Von allen Künsten die höchste ist die Dichtung. Sie arbeitet mit dem Wort. Durch das Wort erst hat die Menschheit die Dinge und die Welt geschaffen; das sprachlose Tier hat weder Dinge noch Welt; und ein Geschlecht von Dichtern nach dem andern arbeitet immer daran, die Welt durch das Wort noch besser zu fassen und zu formen[2]) (Credo S. 295).

Selbst das alltägliche Dasein des Menschen in seiner Welt, der „selbstverständliche" Akt der Aufnahme von Seiendem mit Hilfe der endlichen Vermögen als anschauliche und gestaltige Welt wird hiernach geleitet von den Dichtern. Zwar nennt Paul Ernst die „Fähigkeit, Dinge zu bilden aus unsern Empfindungen . . . eine angeborene Fähigkeit unsrer Vernunft" (Grundlagen S. 584), die demnach auch ohne die vom Menschen unbewußt empfangene Anleitung zur schöpferischen Formgebung von Seiendem und seiner Einordnung in die Welt imstande ist, ihrer Eigenschaft zu genügen. Unter der Leitung der Vernunft durch den Dichter wird von Paul Ernst auch kein aktueller Vorgang verstanden; er sieht in der dingbildenden Fähigkeit der menschlichen Vernunft ein der Geschichtlichkeit und Zeitlichkeit des Menschen unterworfenes ursprüngliches Verhalten. Das den Menschen zum Dingbilden befähigende Vermögen ist „angeboren" und tritt mit dem Augenblick seiner Anwendung in das geschichtliche Dasein des Menschen ein. Mit der Teilnahme an der Zeitlichkeit seines Daseins jedoch bedient der Mensch sich seiner geistigen Mittel so, wie sie von der Geschichtlichkeit seiner Existenz vorgeprägt sind. Diese Prägung entsteht nach Paul Ernst durch die „begnadeten Personen", deren vornehmste die Dichter sind.

Die sinnliche Wahrnehmung von Seiendem rechnet zu der Grundbefähigung des Menschen, „Weltstoff", Weltvorhandenes[3]) in sich zur Bewußtheit der Gestalt zu bringen; der Dichter fügt der Natur des Menschen also nicht erst die Vernunft hinzu. Mit dieser als natürlicher Gegebenheit seines Wesens unterliegt der Mensch vielmehr wie mit allen anderen Fähigkeiten und Eigenschaften den Ursprungsmächten seines Daseins. In die offenbare Beziehung der Vernunft zu seinen Mächten gelangt der Mensch jedoch durch den vom Dichter erweiterten und vertieften Aktionsmodus seiner Vernunft, der „Fähigkeit, Dinge zu bilden aus unsern Empfindungen".

Die Erweiterung und Vertiefung, die das Werk des Dichters der vernünftigen Begegnung des Menschen mit Seiendem angedeihen läßt, ist die Ueberführung eines Gebrauches vernünftiger Vermögen in das dichterisch geschaffene Beziehungsgebiet der Weltinnerlichkeit. Die Welt-

---

[2]) Vom Verf. gesperrt.

[3]) Die Begriffe „Weltstoff" und „Weltvorhandenes" haben hier keine materiale Bedeutung. Sie dienen der Umschreibung des Seienden in seiner Gehörigkeit zu der dichterischen Weltbildung, die in der Formgebung des Seienden schon die Einordnung des Menschen mit einer gewissen Bezüglichkeit seines Daseins in eine Welt erkennt.

innerlichkeit des Dichters ist in der lebendigen Berührung mit ihrer Ursprungsmacht nicht den Verwandlungen ausgesetzt, welche von der Geschichtlichkeit des Daseins erzeugt werden. Sie verhält sich nicht ohne bedingte Beziehung zur Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit des Menschen, da auch dem Unendlichen nur die Form der endlichen Darstellung gemäß ist. Der in der Geschichtlichkeit des Daseins wandellos beharrende Charakter der dichterischen Weltinnerlichkeit als zur Werkbildung dringender Mächtigkeit, „die dichterische Kraft, welche sich in besonders begnadeten Menschen äußert" (Grundlagen S. 586), zeigt sich gerade in der höheren Zwecklosigkeit, mit der der Dichter im Gegensatz zu der praktischen Tätigkeit der Vernunft in Hinsicht auf das Seiende sich dieses urtümlichen Verhältnisses des Menschen zu Seiendem bemächtigt, um es durch sein Werk gesetzhaft mit dem Abglanz der Mächte zu erfüllen und auf eine von der scheinbaren Realität ferne Ebene zu entrücken.

Zwar bleibt das dichterische Wort, mit dem er den Bezug des Menschen zu Seiendem in einen Schöpfungsvorgang verwandelt, behaftet mit der Unzulänglichkeit der praktischen Mittel dem Geiste gegenüber, den sie ausdrücken sollen: „Der Dichter hat Anschauungen, welche er durch Worte darstellen muß. Die Worte aber drücken natürlich immer Abziehungen aus . . . Eine der Hauptaufgaben des Dichters ist es, mit dem unzulänglichen Stoff des Wortes wieder sinnliche Anschauungen zu erzeugen" (Credo S. 84). Dem Worte des Dichters kommt die schwere Aufgabe zu, den Menschen in die Sinnlichkeit seiner Anschauungen zurückzuversetzen, weil sie seinem urtümlichen Verhalten bei der Begegnung mit Seiendem entspricht. Gleichzeitig soll ihn dasselbe dichterische Wort aber von dem Mißverständnis des Seienden, das er als an sich seiende Realität empfindet, befreien. Dem Worte des Dichters fällt damit eine zweifache Aufgabe zu. Der Dichter benutzt die Sinnlichkeit der allgemeinen Beziehung des Menschen zu Seiendem, die er in sein Wort bannt – von der auch ebenso sein Wort gebannt ist –, dazu, um mit dem sinnlich gefüllten Worte, seinem Arbeitsstoff, den Menschen aus dem praktisch, mit vernünftigen Vermögen erfaßbaren Umkreis des Seienden in die reine Welt der sinnenlosen Mächtigkeit zu entführen.

Die Behauptung von der höheren Zwecklosigkeit, mit der sich der Dichter dem Verhältnis des Menschen zu Seiendem nähere, muß dahin ergänzt werden, daß das Schaffen des Dichters nur zwecklos ist, wenn man es vergleicht mit den vernünftigen Folgerungen, die der Mensch für seine Alltäglichkeit aus seiner real aufgefaßten Stellung dem Seienden gegenüber zieht; zweckhaft wird das Schaffen des Dichters, indem es der Realität entkleidete, nicht vernunftgemäße Zwecke im Dienste der Offenbarmachung der geglaubten und erlebten dichterischen Mächte verfolgt. Das endliche Wort des Dichters steht im Auftrag der unendlichen Gewalt, in deren Verehrung der Dichter als Weltbildner lebt.

Da die Vernunftbefähigung des Menschen zur dinghaften Bildung von Seiendem in ihrer Arbeitsweise „geschichtlich bedingt" (Grundlagen S. 584) ist, dem natürlichen Wandel des Daseins unterstellt, erfolgt die Leitung des Vorgangs der Formbildung von Seiendem zur welthaften Bezüglichkeit und Zuordnung auf die Ursprungsmächte durch den Dichter in der schöpferischen Teilnahme an, ja in der Bewirkung der Wandlung, die das Verhältnis von Mensch und Seiendem erfährt. Das bedeutet: der Sinn der Unwirklichkeit, in den er die vom Menschen erlebte „Wirklichkeit" umgießt, ändert sich als das Ursprungszentrum des menschlichen Daseins und der dichterischen Weltbildung nicht; es ändert sich nur die Mannigfaltigkeit des Seienden und die Anordnung der Teile des Seienden zum Ganzen des welthaften Daseins, da innerhalb des Bestandes von Seiendem der stete geschichtliche Wechsel herrscht, mit dem aus der Bewußtheit einer dichterischen Welt Inhalte im Dunkel versinken, wie daraus von den Dichtern neue als welthaft Seiendes entborgen und schöpferisch in das Gefüge des welthaften Daseins einbegriffen werden (hierzu siehe hauptsächlich: Grundlagen S. 577–599).

Die Entrückung des Menschen aus dem Bereiche der vom Menschen gemeinhin als „wirklich" aufgefaßten Welt in eine Welt der innerlichen Verknüpfung mit seinen unsinnlichen Mächten durch den Dichter kann im dichterischen Werke die „Wirklichkeit" des Verhältnisses von Mensch und Seiendem nicht entbehren. Wohl heißt es: „Dem Dichter ist die höchste Aufgabe gestellt: aus seinem Innern eine neue Welt zu schaffen, aus welcher die andern Menschen künftig die Gesetze für ihr Empfinden, Denken und Wollen zu entnehmen haben"[4]). Das Ziel der Dichtung bietet sich mit der Erkennbarkeit dar, die dem Versuch der irrealen Lebensbewältigung notwendig eignen muß: sie enthüllt sich, indem sie sich ihrem heiligen Sinne gemäß verhüllt; sie deutet von ihren Aeußerungen, dem stoffhaften Gebilde, auf ihre innere, geheime Mitte zurück, auf die Kraft, die den Dichter bestimmt, „aus seinem Innern eine neue Welt zu schaffen". Die Dichtung, ihre gründende Mächtigkeit, strömt „unbeeinflußt, frei und ursprünglich aus der Seele des Dichters" (Grundlagen S. 530); die Mittel ihrer Darstellung jedoch entnimmt der Dichter der „Außenwelt" (Grundlagen S. 531) des Menschen; er verwertet die Beziehung des Menschen zu seiner vielgestaltigen, als Wirklichkeit verstandenen Welt gleichnishaft in seinem Werk. Er verurteilt zwar den Glauben des Menschen an seine irdische Wirklichkeit als naiv, bedient sich aber der Sinnlichkeit des menschlichen Umgangs mit Seiendem unter der rechtfertigenden Erklärung, daß kein Mensch so sehr von der Fragwürdigkeit des allgemein üblichen Verhältnisses zu Seiendem überzeugt sei wie der Dichter. „Der Dichter ist wahrscheinlich der am wenigsten naive Mensch, den es gibt, denn niemand weiß so wie er, daß alles Irdische nur ein Gleichnis ist. Nur: er braucht die Naivität als Handwerkszeug, er hat

---

[4]) Aus dem Nachwort zu Thackerays: „Vanity fair". Veröffentlicht in: „Dichtung und Volkstum", 36. Bd., S. 303.

die Fähigkeit, sich nach Bedarf so einzustellen, als ob er naiv wäre"[5] (Grundlagen S. 530 f.). „Jedes Leben bewegt sich zwischen gegensätzlichen Anforderungen. Das Leben des Dichters . . . muß einen Ausgleich zwischen den gegensätzlichsten Anforderungen finden. Man denke nur das eine: daß der Dichter sich völlig an die Wirklichkeit verlieren muß, denn sonst erfährt er sie nicht tief genug, um sie darstellen zu können, und andererseits sie doch immer nur als ein bloßes Gleichnis verstehen darf, bei welchem Verständnis er denn so hoch über der Wirklichkeit steht, daß er sich unmöglich in ihr verlieren kann" (Credo S. 317).

Aus der Sinnlichkeit des dichterischen Wortes und der sinnlich vermittelten Anschauung darf nicht auf eine Abhängigkeit des Dichters von der Wirklichkeit erkannt werden, denn „*der volle Dichter fühlt sich als Herr der Wirklichkeit, er fühlt, daß er Wirklichkeit gestaltet, neue Wirklichkeit gestaltet*"[6] (Grundlagen S. 531). Die Wirklichkeit des Dichters ist eine andere als die des in seiner Alltäglichkeit befangenen Menschen, der nur das, was er mit seiner vernünftigen Wahrnehmung vor sich als Seiendes bestätigen kann – allerdings als ein von ihm unabhängiges Seiendes – als Wirklichkeit zu bezeichnen pflegt. Daß auch dieses Erfassen des Seienden mit ursprünglichem Vermögen in der besonderen Art seiner Formgebung zu *Weltvorhandenem* noch vom Werke des Dichters herrührt, gelangt in den Menschen nicht mehr zur Erkenntnis des Ursprungs, da man es „als selbstverständlich hinnimmt, ohne es sich klar zu machen, *woher es gekommen ist und noch kommt*"[7] (Credo S. 296). In der von dem Werke des Dichters lebendig erhaltenen Bewußtheit des Menschen von der nicht wie die „Realität des Seienden" erfahrbaren Wirklichkeit unsinnlicher Mächte und Mächtigkeit des Daseins „dürfte die Wirkung der Dichter am auffälligsten sein" (Credo S. 296).

So wird das allgemeine Urteil des Menschen, den einzig die Form des Wirklichkeitglaubens beherrscht, scheiden zwischen seiner „echten, wirklichen Welt" und dem „schönen Schein" des dichterischen Werkes.

Paul Ernst dagegen trennt nicht eine durch kategorische Bestimmung gesetzte Welt von der der Dichtung. Welt vielmehr entsteht durch Dichtung, und Dichtung bildet sich aus der Grundverfassung des Menschen, welthaft, das heißt im *weltinnerlichen* Zusammenhang mit den gründenden Mächten des Daseins leben zu können. *Welt ist kein endgültiger Zustand des Menschen in der zwangsläufigen Verbundenheit mit ihn umgebendem Seienden und seinen Funktionswerten.* In einer solchen Welt würden die Existenz und der Anspruch des Dichters ein *Absurdum* darstellen, da im Interesse des vernünftigen Zusammenhanges von *Erklärbarem* und *Erklärer*

[5] Vom Verf. gesperrt.
[6] Vom Verf. gesperrt.
[7] Vom Verf gesperrrt.

dieser nicht dulden kann, daß durch das Vorhandensein von Dichtung und Dichter ein dauernder Beweis für die Wirkung rätselhafter Mächte der Welt im Dasein des Menschen geboten wird. Von hier aus ist der Kampf Paul Ernsts gegen die Anmaßung der Vernunft als einer im Belange der dichterischen Weltbildung erforderlichen Behütung des Lebens verständlich. Dem Dichter gilt Welt mehr als bloß den Zusammenhang des Menschen mit begegnendem Seienden, den der Mensch auf der Ebene der Alltäglichkeit fälschlich Wirklichkeit nennt. Dieser Zusammenhang wird verursacht durch die Eigennützigkeit des Menschen, bedacht zu sein auf die möglichste Auswertung von Seiendem im Dienste der praktischen Daseinserhaltung. Die von realen Zwecken angetriebene Wahrnehmung des Seienden aber führt den Menschen in die Abhängigkeit von der scheinbaren Wirklichkeit der Weltsphäre, die nach Paul Ernst der Dichter nur als Gleichnis anspricht im Rahmen des von ihm erlebten Gefüges Mensch und Welt und im Dienste höheren Lebensauftrages uneigennützig für sein Werk ergreift und formt. „Erst der Künstler nimmt uneigennützig wahr, und indem er das Wahrgenommene darstellt, öffnet er den andern die Augen, vielmehr zwingt er sie, mit seinen Augen zu sehen". „Der Künstler ‚genießt' nicht, wenn er wahrnimmt, sondern er schafft; wer dann später wirklich mit seinen Augen sieht, der schafft nach: er erweitert und vertieft sein Weltbild. Das ist eine jener Tätigkeiten, welche dem Leben erst Wert, Inhalt und Bedeutung geben" (Tagebuch S. 118)[8].

Wird der Glaube Paul Ernsts, daß die dem Menschen sich gestalt- und formhaft darbietende Welt sich nicht als von eigenem Sein durchwaltete Sphäre der Lebendigkeit zum Menschen verhält, sondern dem Gebote des Dichters gehorcht, der sie durch seine besondere Begabung zur Schau, zum Gefühl, Gedanken und Worte in die Gestalt und Form hineinzuzwingen vermag, in der der selbsttätige Mensch sie nun allgemein empfängt, – wird dieser Glaube und die Absicht des Dichters, den gründenden Mächten des Lebens dienen zu wollen, noch einmal im Zusammenhang mit der „Wirklichkeit" des Seienden erörtert, so ergibt sich: das Seiende als solches ist kein Wirkliches. Es ist nur eine im Bereiche des menschlichen Daseins liegende und dieses zur Welthaftigkeit mitbestimmende Möglichkeit zum Einsatz der schöpferischen Fähigkeiten des Menschen, deren Anleitung im Dichter wurzelt.

Der Dichter hat selbst die Dinghaftigkeit des Seienden noch geschaffen, weil der Mensch in der Angewiesenheit auf „fiktive" Ordnung seines Lebensvorganges lebt; der Dichter hat in der Einsicht in diese Notwendigkeit Seiendes mit dem Begriff begabt, in die Zone der Anschaulichkeit und Form, in die „Wirklichkeit" übersetzt, damit es als Zeichen und Symbol für die unwirklichen, dem Begriff unzugänglichen Mächte des Lebens behandelt werden kann. Die Erschaffung der Dinghaftigkeit für die Sphäre der Begegnung des Menschen mit Seiendem durch das dichterische Werk würde,

[8]) Vom Verf. gesperrt.

sobald man sie abgelöst von dem Glauben des Dichters an seine weltbildende Aufgabe erwägen wollte, jeden Sinn verfehlen; sie kann nur da verstanden werden, wo dem Anspruch des Dichters auf Führung des Menschen zu einer Welt stattgegeben wird, die in den unerreichbaren Werten des Daseins beruht, zu ihrer Darstellung jedoch der Bilder nicht entraten kann, mit denen der Dichter schöpferisch Seiendes entwirft. Paul Ernst läßt über der Erschaffung der Dinghaftigkeit durch den Dichter, mit der der Dichteranspruch bis an die Grenze der menschlichen Daseinsfähigkeit gelangt, das Schweigen und Dunkel lagern, mit dem die schöpferischen Vorgänge sich dem Verstande zeigen, da ihm hier jeder Ausdruck unzulänglich erscheint und er dem sicheren Mißverständnis entgehen will: „Weshalb soll ich sagen, was von anderen nur mißverstanden werden kann?" (Gespräche S. 232).

Aber diese Einsicht gehört zu der Grundlage seines Werkes: daß die Wirklichkeit nur als ein Gleichnis begriffen werden darf, als das dichterische Mittel der sinnlichen Hinführung des Menschen – da sie der ursprünglichen Art der Verständigung zwischen Menschen angemessen ist – zu den unsinnlichen Mächten der Welt. Das Seiende bedeutet ihm den Hinweis auf jene Kräfte, die der Mensch nicht wie Seiendes erfährt, wohl aber durch den vom dichterischen Werke zur Bereitschaft der Innerlichkeit geschärften G e i st als den Grund des welthaften Daseins. „Aber man denke doch nur, wie wir unschlüssig inmitten der leuchtenden, rauschenden, wild bewegten Welt sind: schon indem wir Dinge sehen, handeln wir ja; und wir können doch nur handeln, indem wir irgendwie durch eine Macht, die wir nicht kennen, von der uns Nichts bewußt ist, gezwungen werden" (Grundlagen S. 56). So rückt die Sphäre der Welt, die der Mensch als „Wirklichkeit" begreift, in den Rang des für den Dichter unentbehrlichen Mittels zu seinem Werke; sie gewinnt die doppelte Bedeutung von Realität und Irrealität. Indem der Dichter sie als den gleichnishaften Stoff seiner Dichtung benötigt, behandelt er den Zusammenhang zwischen Mensch und Seiendem als wirklich, unwirklich jedoch, sobald ihr Charakter der Voraussetzung des dichterischen Werkes erlischt; das heißt, wenn der Dichter sich in der Verbindung mit dem Daseinsgrunde sieht, der ihm als die einzige, wahre Wirklichkeit gilt.

Die Feststellung des Dichters von der Verschlossenheit des Weltgrundes, wie er ihn erlebt, dem Begriff und der Begreifungsart des alltäglichen, wirklichkeitsgläubigen Menschen gegenüber hält Paul Ernst für ein allen echten Dichtern gemeinsames Besitztum. Wer Dichter ist, weiß von der Wesenheit, die sich nicht durch Mittel, die der Alltäglichkeit des Daseins Genüge tun können, in das Gefüge des Menschen und seiner Welt aufnehmen lassen. Der Dichter weiß, daß es etwas gibt, was sich nicht durch die Begriffe ausdrücken läßt, mit denen man auf der Ebene des vernünftigen Daseins das Seiende mit eigenen Kräften gelten läßt und mit einer Gesetzlichkeit, die den Menschen immer wieder Folge aus Ursache im stets gleichen schematischen Gange des Denkens zu entwickeln gebietet, damit er sich dieses Seienden versichere. Die Wirklichkeit des Dichters ist jenseits der

Vernunft. „Die Dichter haben das ja immer behauptet. Sie haben immer gesagt: nur das ist wirklich, was nie und nirgends geschehen kann" (Credo S. 253)[9]). Nur aus der dichterischen Einschätzung der „Wirklichkeit" läßt sich verstehen, was Paul Ernst meint, wenn er sagt: „In jedem Deutschen ist das tiefe Gefühl dafür, daß die Welt, wie sie nun so ist, etwas Zufälliges ist, und daß ein schöpferischer Mensch kommen muß, um sie zu dem zu gestalten, was sie sein soll"[10]) (Credo S. 324).

Alles, was dem Menschen durch seine Fähigkeiten dem welthaften Bereiche und Wertordnungsgebiet seines Daseins einzuverleiben gelingt, besitzt für Paul Ernst nur die Gültigkeit des Stoffes, allerdings nicht die eines Stoffes von materialer Beschaffenheit. Der Stoff ist unwirklich der Wirklichkeit, das heißt der Mächtigkeit des Daseinsgrundes gegenüber, dessen Wirklichkeit darin besteht, daß sie vom Geiste des Menschen erlebt werden kann, wie der Geist des Menschen andrerseits nur aus der Mächtigkeit des Daseins- und Weltgrundes existiert. Der Doppelbedeutung des vom Menschen als wirklich aufgefaßten Seienden im Hinblick auf das dichterische Werk wird Paul Ernst gerecht, indem er sie als „gute Wirklichkeit" (Gespräche S. 205) auf die wahre Wirklichkeit der vom Dichter erlebten Grundmächte des Seins zuordnet. Als die echte Wirklichkeit der Welt gilt Paul Ernst bekanntlich allein die Mächtigkeit ihres Grundes. Da der Dichter mit seinem Werke nicht nur die Hinführung des Menschen zu diesem Grunde leistet, sondern auch die Formen seines alltäglichen Daseins in der Welt, den Zusammenhang des Menschen mit ihn umgebendem Seienden, noch bestimmt und diese Weise der menschlichen Existenzäußerung in die Voraussetzungsfunktion zum Verständnis der dichterisch vermittelten Grundmächte des Seins tritt, wird die „Wirklichkeit" des Seienden im welthaften Dasein des Menschen zum Zeichen für den wahrhaft mächtigen Grund der Welt. Die „Wirklichkeit" der menschlichen Außenwelt hat daher den Wert des Symbols; sie gilt dem Dichter als Gleichnisstoff für die Wirklichkeit eines selbst durch das Gleichnis noch Unerfaßbaren. So heißt es: „Für ihn (für den Dichter) bedeutet die Wirklichkeit nichts, als den Stoff für seine Dichtung, deren Gehalt und Form dann mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun hat, jenseitiger Natur ist"[11]) (Grundlagen S. 599).

Durch seine Dienststellung der echten Wirklichkeit der Welt, der unerfaßbaren, gegenüber, wird die Erhöhung des dichterischen Werkes über den Umkreis des Zusammenhangs und Miteinanderseins von Mensch und Seiendem bewirkt. Gehalten an das unerfaßbare, unausdrückbare Ursprungszentrum des Menschen jedoch, von dem der Dichter mit den Bildern seiner Dichtung kündet – Abbilder im Auftrage der urbildenden Macht –,

[9]) Vom Verf. gesperrt.
[10]) Vom Verf. gesperrt.
[11]) Vom Verf. gesperrt.

bleibt auch die Dichtung noch dem Reiche der Mittelbarkeit verhaftet. Aber ihre Mittlerstellung sichert ihr den Rang der „guten Wirklichkeit". Nur eine von der Begrifflichkeit des alltäglichen Daseins freie Auffassung kann darum in der Dichtung das Reich der Unmittelbarkeit der Grundmächte der Welt als ein mittelbar und mittelhaft sich verkündendes erkennen. „Sobald man aber die Dichtung begrifflich auffaßt, dann führt man notwendig die Menschen in Lüge, indem man ihnen etwas Menschliches als Göttliches gibt" (Grundlagen S. 72). Die Formgebung des Seienden durch den Dichter geht unter der Begnadung vor sich, von der seine dichterische Begabung zeugt. Sie ist sinnhaft nur dann, wenn sie begriffen wird als der Ausfluß der vom Dichter geglaubten Mächte, der „wirklichen Unwirklichkeit", zu deren Dienst das Seiende, dargestellt als Gleichnisstoff des Werkes, vom Dichter erschaffend benötigt wird. In einem „Gespräch" läßt darum Paul Ernst den „Philosophen" zum „Dichter" sagen: „Du hast dir alles selber geschaffen, das um dich ist: Deine Landschaft und dein Haus und die Menschen, mit denen du zusammenkommst. Denn das alles steht zwar in der schlechten Wirklichkeit; aber davon merkst du nichts; dir ist es Sage; und wenn du handelst, so handelst du so, als ob Landschaft, Haus und Menschen von dir gedichtet wären"[12]) (Gespräche S. 205). Der Zusammenhang des Seienden von Haus, Landschaft und Mensch – dem Menschen eignet in diesem Miteinandersein der dichterischen Gestaltwelt auch das Wesen des Seienden, denn es „gehört der Mensch selber zu den Dingen, welche der Mensch schafft" (Grundlagen S. 592) – verdient die Bezeichnung der „guten Wirklichkeit" nur als die unerläßliche Gleichnissphäre zur Gestaltgebung und Erfüllung des dichterischen Werkes. Dieser genannte Zusammenhang des Seienden wird im inneren Ordnungsgefüge der Dichtung jener Zufälligkeit entledigt, die dem Seienden sonst eigentümlich ist. Das Seiende gehört hier als Mittel der höchsten Form des „natürlichen und notwendigen Lebens" (siehe Gespräche S. 205), der Dichtung, an und trägt somit bei zu der Weltbildung des Dichters, der Einführung der gründenden Mächte in das Dasein des Menschen. Die Dichtung als sinnliches Mittel einer äußersten geistigen Bestrebung und Begnadung des Menschen verhält sich zur Ebene des realen Zusammenhangs von Mensch und Seiendem daher als die „gute Wirklichkeit" zur „schlechten".

Die Weltbildung des Dichters aber umschließt das Dasein des Menschen in seinen sämtlichen Möglichkeiten, weil der Mensch in der Abhängigkeit von der Macht des Daseinsgrundes existiert und der Dichter das Amt ihrer Erschließung und Offenbarung inne hat. „Es muß hier betont werden, daß der Dichter der wichtigste Mensch ist: er schafft die Welt, in der die Menschen leben; und er schafft den Gott, an den die Menschen glauben"[13]) (Grundlagen S. 595).

[12]) Vom Verf. gesperrt.
[13]) Vom Verf. gesperrt.

Die Frage nach der Weltbildung des Dichters muß daher notwendig überleiten zu der Erörterung des dichterischen Verhältnisses zu jener Mächtigkeit, von der jede schöpferische Formgebung sich getragen fühlt: zu dem Problem der wesenhaften Verbundenheit von Dichter, Welt und Gott. Erst mit der Erörterung dieses Problems kann nachdrücklicher und erfolgreicher geklärt werden, was im Verlaufe der bisherigen Ausführungen zur Frage gestellt worden ist.

Abschnitt II:
Die Unmittelbarkeit des dichterischen Grundes.
(Die dichterische Welt und Gott.)

Unsere Bemühungen um den Sinn der Weltbildung des Dichters bei Paul Ernst sind bis zu der Erkenntnis vorgedrungen, daß die wahre und große Dichtung Welt schafft; daß sie mit ihrer Welterschaffung sich einem höchsten Zwecke des Daseins verschreibt und diesen Zweck, seine Setzung also, an die Zuständigkeit des Dichters verweist. Unsere Ausführungen haben den Weltbildungsvorgang des Dichters als die Bestätigung eines Grades von Menschlichkeit aufgezeigt, der unvergleichlich ist und sich mit seinem Anspruch auf die Leitung des welthaften Daseins einer Stufe des Handelns für würdig erklärt, vor der jeder Versuch eines Wert- oder Weltordnungsprozesses von anderem als dichterischen Boden her für recht- und sinnlos erachtet wird. Das Wesen des Menschen in der Richtung der dichterischen Schau ist schon andeutend bestimmt worden als ein Dasein zum Zwecke der Weltbildung und die Erschaffung einer Welt und die allgemeine Erfülltheit des Menschen mit dem in einer Welt ausgedrückten, überall gegenwärtigen Gefühl als eine notwendige Form der geistigen Lebendigkeit des Menschen, die sich mit dieser Form zum eigentlichen Dasein erhebt. Es hat sich eindeutig gezeigt, daß die Erhebung des Menschen zum welthaften Dasein von Paul Ernst einzig den Dichtern zugebilligt wird. Ihr Werk gehört als ein Mittel der Zone der Notwendigkeit, nicht der Zufälligkeit an und ist mit besonderem Rang, fern von der verantwortungslosen Eigenmächtigkeit, ausgestattet. Die scheinbare Eigenherrlichkeit der Dichter hat eine Abgrenzung gegen die zur Formlosigkeit und geistigen Anarchie verführende, im Bereiche der genialen Persönlichkeit mögliche Willkür erfahren, indem die herrschaftliche Weltbildung der Dichter zur Verantwortlichkeit den Grundmächten des Menschen gegenüber verpflichtet worden ist. Paul Ernst läßt die Berechtigung der dichterischen Ansprüche beglaubigen durch die ehrfürchtige Anrufung dieser dem gemeinen Verstande entzogenen Richtstätte der Verantwortung, die bisher, ausgehend von ihrer Eigenschaft der Mächtigkeit mit darauf hindeutenden Entscheidungen benannt worden ist. Doch auch die „Enthüllung" der im weitesten Wortverstande richtenden Macht des Daseins mit der Preisgabe ihrer viel- oder allesdeutigen Bezeichnungen wird diese Macht künftig in ihrem Geheimnis belassen müssen, da sie sich gezwungen sieht, sie als Gott anzureden.

Aus der Beschaffenheit des bisher Dargelegten läßt sich schließen, daß mit der Erwägung des dichterischen Gottverhältnisses das Problem des Dichterberufes von seiner Ausbreitung im peripheren Bereiche in die Wirklichkeit seines zentralen Punktes verlagert wird. Das Bild des Kreises mag hier zu der Sicht der im Zusammenhang der Arbeit erforderlichen Anordnung der dichterischen Daseinsgültigkeiten verhelfen. So, wie der Kreis undenkbar ist ohne seinen Mittelpunkt und jeder Punkt der Peripherie mit vorgeschriebener Notwendigkeit darauf zurückdeutet, wie aber andererseits auch die Kreislinie den Mittelpunkt im Wesen seiner zentralen Angeordnetheit erhält und bestätigt – möge in der Weltbildung des Dichters die geheime, zeugende Mitte erblickt werden, wie die Betrachtung dieser Mitte selbst immer wieder auf die Weltbildung als auf ihre Sichtbarmachung wird hinzeigen müssen. Freilich ist mit diesem Vergleich keineswegs beabsichtigt, das Wesen des dichterischen Verhältnisses von Welt und Gott mit der rationalen Deutbarkeit der Ordnung von Kreislinie und Kreismittelpunkt ineinszusetzen. Die Eigenart der dichterischen Weltbildung verbietet solche Art des Vergleiches. Es besteht jedoch im Vollzuge der Problemklärung das Erfordernis, das Wesen des Dichteramtes unter regionaler Zergliederung seiner umfassenden einheitlichen Welt zu bestimmen. Zu diesem Verfahren zwingt die Struktur der menschlichen Daseinsbefähigung, das Bild einer Welt – die in ihrer W e l t g ü l t i g k e i t nur von der Gesamtheit der Daseinsfähigkeiten, dem Geiste, ergriffen werden kann –, da sie vom Dichter in seinem theoretischen Werke schon mittelhaft entgegengehalten wird, mittelhaft, das heißt nachdenkend, zu gewinnen und die mit dem Denken erschlossenen Teile eines Ganzen in der großen Bezüglichkeit dieses Ganzen weiterzureichen.

Eine auf Verstand und Gefühl ruhende Welt soll mit Hilfe des Gedankens in der Einheit vorgeführt werden, welche sie ursprünglich besitzt. Da aber die Welt des Dichters, sobald sie sich als sein Werk von ihm löst, ihn gleichsam gestalthaft verläßt und sich in den Geltungsbereich der Mittelbarkeit und Mittelhaftigkeit begibt, kann eine gedankliche Erfassung der im Werke offenbarten dichterischen Welt stattfinden. Das Werk ist ein Seiendes, das durch den aufnehmenden Menschen zur Wirkung der Gestalt gebracht und als ein Zeichen für die gestaltlose, aber wahre und wirkliche Macht des Weltgrundes hingenommen werden kann. In der Dichtung selber erfolgt keine gewollte Ablösung des Werkes als einer vom Dichter erschaffenen Welt von der Gewalt ihres Urgrundes. Das Werk stellt sich vielmehr als die sichtbare Handlungsweise des Dichters in dem Kraftfelde dieser Gewalt dar.

Anders jedoch verhält es sich mit dem theoretischen Schaffen des Dichters, das die Welt des Dichters auch auf der Ebene der Mittelbarkeit entfaltet, hier jedoch dem Verstande, dem reinen Handwerkszeug des Denkens, eine größere Zuständigkeit einräumt. Es herrscht nicht mehr die Einheit von Fühlen und Denken wie in der Dichtung, und beide drücken sich

nicht mehr unmittelbar als dichterische Mittel aus, sondern sie können nur erblickt werden hinter der Schranke der Reflexion. Kann die Dichtung vor die innere Schau des Menschen das Gefüge von Dichter, Welt und Gott als das Bild einer ununterschiedenen Einheit zaubern und damit das Grundgefühl eines welthaften Daseins im Menschen heraufbeschwören, so vermag die Theorie des Dichters ein einheitliches Gefüge nur dann zu schaffen, wenn sie bewußt zusammenfügt und das in der Dichtung geäußerte, einheitliche Weltsein des Menschen in die Sphäre der Unmittelbarkeit der dichterischen Weltmächte und die Sphäre der mittelbaren Darstellung dieser Mächte und der Hinweisung auf sie teilt.

Gilt, wie aus dem Gesagten natürlich erhellt, Paul Ernst die Dichtung auch nicht als die restlose Selbstdarstellung der Mächte des Seins, ja, nicht einmal als ihre Darstellung, sondern nur als der notwendige Versuch der „In-das-Wort-Fassung" des Geheimnisses, so wertet er sie doch als die dem Menschen gelingende oberste Form des welthaften Daseins, in der wenigstens durch die Zone der Mittelbarkeit hindurch dem Menschen die Einheit der Welt mit ihrem göttlichen Grunde als die Lebendigkeit des Daseins, sein Lebensodem gewissermaßen, eingehaucht wird. Die Einheit der dichterischen Welt, die der Dichter empfängt und erfährt, bleibt also in der Dichtung erhalten; ja, die Dichtung besiegelt das Erlebnis des Dichters von der unzerstörbaren Einheit Mensch, Welt und Gott. Die Theorie des Dichters Paul Ernst dagegen löst diese Einheit in der Zone der Mittelbarkeit des begrifflichen Denkens auf; er deutet auf Gott, wenn er die Weltbildung des Dichters meint und auf die Dichtung als seine erschaffene Welt, wenn er seinen dichterischen Bund mit Gott verkünden will.

Darum fiel dem bisherigen Teil unserer Arbeit die Aufgabe zu, von der daseinspendenden Grundlage ihrer Mächtigkeit her die Weltbildung des Dichters zu begreifen; im folgenden Kapitel wird das Wesen dieser Macht und ihre Bedeutung für den Dichter und sein Werk, sowie der Modus der Verbundenheit zwischen Dichter, Welt und Gott zu erweisen sein.

Daß mit dieser Wendung der Untersuchung der erörternde Verstand mit seiner durch die Sprache festgelegten Begrifflichkeit an Grenzen stößt, die seine Funktion außer Kraft setzen, bedeutet nicht den Verzicht auf die Begriffsarbeit, sondern ihr Weiterbenutzen unter der stillschweigenden Voraussetzung, mit den von der Vernunft diktierten Begriffen und mit der Bewegung des Denkens das zu erfragende Geheimnis selber nicht treffen, sondern nur umkreisen zu können. Da die im Werke beschlossene Weltbildung des Dichters sich mittelbar in einem zugänglichen Bereiche des Daseins vollzieht, kann auf das Werk als auf ein Mittel zu einem höheren Zwecke das mittelhafte, aus der Einheit des Geistes gelöste Denken Anwendung finden; das Denken kann die Einordnung der geformten Dichtung in den Bestand einer Welt leisten. Die Welt des Dichters und der Dichtung ist

jedoch im Sinne Paul Ernsts nicht beschränkt auf das fertige dichterische Werk; die Wirklichkeit der dichterischen Welt und des Amtes erschöpft sich nicht mit der im Werke vorliegenden Aeußerung eines besonderen Weltgefühls und Weltverstehens. Die Welt des Dichters umspannt vielmehr das Dasein des empfangenden und sich schöpferisch entäußernden Menschen, sein Stehen unter den Mächten der Welt und die Form ihrer vom Dichter vollbrachten Auferstehung im Werke. Die wahre Welt des Dichters – Welt gefaßt als das Wesen ihres Grundes – verbirgt und enthüllt sich darum zugleich in der Unausdeutbarkeit desjenigen Vorganges, der als der Zusammenfall von Gott und Welt im Dichter, als die Einswerdung von Unwirklichkeit und Wirklichkeit, der Augenblick der Uebereinstimmung von Devotion und Konzeption gewertet werden muß.

Die Dynamik des Aktes, mit dessen Aufdeckung ein nicht zeitlich zu messender Blick in den Grund der dichterischen Welt möglich wird, wirkt insofern in der statisch-formhaft gebildeten Dichtung weiter, als sie wieder Dynamik erwecken und damit für ein Verständnis des dichterischen Weltgrundes sorgen kann. Der Zusammenfall von Gott und Welt im Dichter birgt somit den Ursprung des welthaften Daseins des Menschen, den die richtige Aufnahme des dichterischen Werkes zu der Erlebniskraft befähigt, die den Menschen Welt erfühlen läßt. Das Wesen der Dichtung besteht für Paul Ernst darin, daß sie zugleich mehr ist als Dichtung, daß Dichtung höher und tiefer ist als Dichtung, daß sie Welt ist, weil sie Welt erzeugt. Dieses über sie hinausströmende und sie doch durchdringende Mehrsein der Dichtung gerade will Paul Ernst ans Licht heben: er will Welt im Spiegel des dichterischen Werkes und Dichtung im Spiegel der Welt – Welt wiederum gemeint als das Wesen ihres göttlichen Grundes – als notwendige, ununterschiedene, das Dasein des Menschen formende und nährende Einheit dem Menschen so entgegenhalten, daß wie eine Ahnung das Geheimnis der Bezüglichkeit und Verschmelzung von Dichter, Welt und Gott erfaßt werden kann.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß daneben die Sichtbarmachung der dichterischen Stellung auch als eine persönliche Rechtfertigung des Dichters zu gelten hat, die, wenn sie vor das Forum der eigenen Verantwortung tritt, sich den Mächten der Welt überantwortet. Muß in der Dichtung als einem faßbaren, zum faßbaren Bereiche des Daseins gehörenden Mittel in der Blickrichtung auf das Unfaßbare zu, eine (je nach dem Grade der Einsicht des Dichters!) bewußte oder unbewußte Selbstbescheidung des Dichters erkannt werden, so eignet dem theoretischen Werke Paul Ernsts eben die besondere Absicht, die mit der Erschaffung der Dichtung geübte Selbstbescheidung des Dichters als die mögliche Weise der höchsten Gotterfassung und Gottverbundenheit des Menschen darzutun. Auf den

inneren Zusammenhang von *Selbstbescheidung und dichterischer Form* einzugehen, ist hier noch nicht der rechte Ort; es scheint jedoch der Hinweis angebracht, daß nach Paul Ernst jede Selbstbescheidung des schöpferischen Menschen vor dem glaubhaften Grunde des Daseins, das heißt jede Einsicht des Menschen in sein Unvermögen, diesen Grund selber angemessen ergreifen zu können und ihn trotzdem schaffend in das Bewußtsein der Welt richten zu müssen, sich formhaft, in der *Bescheidung des Geistes auf angewandte Formen*, erfüllen muß.

Von hier aus ist der fruchtbarste Ausblick auf das Verständnis der eingehenden Beschäftigung Paul Ernsts mit dem rein Handwerksmäßigen der Dichtung und der häufigen Bezeichnung des Dichters als eines *Handwerkers* zu erlangen; die Betrachtungen und Erörterungen über diese Seite des Dichterberufes nehmen deshalb einen so breiten Teil des theoretischen Werkes von Paul Ernst ein, weil sie der Sphäre der Mittelbarkeit und Mittelhaftigkeit, dem durchaus sagbaren Bereiche des Menschen angehören. Die Dichtung erheischt als Mittel in der Botmäßigkeit des schöpferischen Menschen zum Zwecke der Gestaltgebung des wirkenden Gestaltlosen die technische Fertigkeit und die Beherrschung des mittelhaften, auf den göttlichen Sinn der Dichtung zugeordneten Reiches des Seienden. Die Benennung des Dichters mit dem Titel des Handwerkers entfernt ihn nicht von dem unsinnlichen Grunde seines Werkes; sie bestätigt ihn im Gegenteil als den Former und Deuter dieses Grundes, der für seine Arbeitsweise den „Stoff" benötigt, um ihn dann als solchen aufzuheben und zunichte zu machen. Das theoretische Werk Paul Ernsts für die Dichtung dient der Weltbildung des Dichters, welche glaubt, ihr Sein der Gnade der göttlichen Kräfte zu verdanken. Daß der handwerkliche Teil der Dichtung im Rahmen der gesamten theoretischen Erörterung so viel Platz für sich beansprucht, beweist im Sinne Paul Ernsts, in welcher Nähe sich die durch unermüdliche, nüchterne Kunstarbeit erworbene Kenntnis des Handwerksmäßigen zum Erlebnis des göttlichen Grundes der Dichtung und dessen Vermittlung befindet.

Es sei festgehalten: zwischen dem Grunde der Dichtung und den Mitteln der Darstellung dieses Grundes besteht, was das theoretische Werk anbetrifft, der Gegensatz von Unsagbarkeit und Sagbarkeit. Unter dem Sagbaren wird aber keine Erscheinungsweise des Unsagbaren verstanden; sondern die Erscheinungsweise des Unsagbaren stellt jene Uebereinstimmung von Gott und Welt im Dichter dar, zu der jede Dichtung als ihr Ausdrucksversuch nur das unzureichende Formmittel aus der „guten Wirklichkeit" im weiteren Gebrauche von Mitteln ist, als deren Bereich jener sagbare des Handwerklichen – erfaßbar und ausdrückbar wie Seiendes der „schlechten Wirklichkeit" – zu gelten hat.

Abschnitt III:

Die Mittelbarkeit der Darstellung.

(Das dichterische Handwerk).

Wenn die vorliegende Untersuchung über das Amt des Dichters bei Paul Ernst ihre Aufgabe vornehmlich darin erkennt, jenes Zentrum der dichterischen Weltbildung, das Geheimnis des Grundes, aus dem theoretischen Gesamtschaffen Paul Ernsts in eine hellere Bewußtheit zu versetzen[1]), so nimmt sie sich damit gleichzeitig das Recht, die auf das Handwerkliche zielenden Fragen der formhaften Darstellung des dichterischen Weltfühlens und Weltdenkens außerhalb ihres Rahmens zu lassen. Sie kann das um so eher tun, als die Wirklichkeit des Amtes die Ausgesetztheit des Dichters unter dem göttlichen Auftrag bedeutet und Dichtung als immer wiederkehrende Form der Verweisung auf diese Ausgesetztheit nach Paul Ernst das höchste formhafte Sichbegreifen und Sichbegründen des Daseins ist, das Handwerkliche jedoch, welches zu der allgemein zugänglichen und teilbaren Welt des Seienden rechnet, der Unmittelbarkeit des Amtes untergeordnet ist und von ihr her eine sekundäre Bestimmung erhält.

Sekundäre Bestimmtheit des Handwerklichen besagt aber nicht sekundäre Werthaftigkeit im Urteil Paul Ernsts. Die Nähe des Handwerklichen zum göttlichen Grunde der Dichtung, von der geredet wurde, wird gerade bedingt gesehen durch seine Unerläßlichkeit diesem Grunde gegenüber, die es auszeichnet und zu nichtalltäglicher Wirklichkeit stempelt. An sich gelten die Gegenstände des Handwerklichen als zu der Welt des Seienden im Sinne der „schlechten Wirklichkeit" gehörig. Daneben besitzt aber das Handwerkliche des Dichters als solches die besondere Verknüpfung mit dem Wesen des Grundes, dem der heilige Tribut des Dichters in Gestalt der Dichtung, dieser Form der „guten Wirklichkeit" gemäß ist. Da die Mächtigkeit des Grundes als das bestimmende Element des Mehrseins der Dichtung, auch ihres Charakters der „guten Wirklichkeit", betrachtet wird, folgt daraus für die Wesensart des Handwerklichen, daß es in Hinsicht auf die Dichtung – Dichtung im Verstand eines einheitlichen Ganzen – unter die Gültigkeit der „guten Wirklichkeit" fällt. In Erwägung des Mehrseins der Dichtung – dieser werthaften Eigenschaft, welche Dichtung als zugängliche, mittelhafte Form über den Bereich des Seienden und seine fragwürdige Stellung in der Wertordnung des dichterischen Daseins hinauszuführen vermag in die Bezüglichkeit der dichterischen Formwelt zum formlosen, aber göttlichen Grunde –, muß das Handwerkliche als ein absolut Notwendiges begriffen werden. Allerdings geht dieses Begreifen von dem Verständnis des

---

[1]) Das gedankliche Werk Paul Ernsts selber gewährt wegen seines außerordentlichen Umfangs und der darin enthaltenen Verknüpfungen der dichterischen Existenz mit den scheinbar fernsten Verästelungen des Daseinsstromes diese Bewußtheit nämlich nicht.

primären Mehrseins der Dichtung aus, um dann in dem Werk als einer Komposition, zu der auch der ordnende Verstand beigetragen hat, die Vorhandenheit des handwerklichen Gepräges und seiner Maßstäbe als eine sekundäre Schicht der dichterischen Wirklichkeit zu erkennen. Die Theorie des Dichters über die Stofflichkeit seines Werkes und deren völlige Unterwerfung unter die absichtsvolle Wirklichkeit seines dichterischen Erschaffens, die Bemühung um das Handwerkliche einer im höheren Auftrag sich wissenden Kunst schlechthin, liegt bei Paul Ernst durchaus auf einer realen Ebene ausgebreitet. So mag die von dem Grunde der Dichtung gedanklich abgesonderte Behandlung des Handwerklichen eine Angelegenheit des Dichters bleiben, der durchdrungen ist von dem Glauben an die eigentliche Herkunft seines Berufes aus der Spontaneität des Grundes, die in Unerfaßbarkeit beharrt, und deren Unfaßbarkeit das Handwerk dient: „Was Gott einem in die Seele gelegt hat, das entzieht sich jeder Kritik und jeder verständigen Ueberlegung. Das erscheint als eine gegebene Tatsache. Der eigenen Tätigkeit unterliegt nur das Formen der Stoffe, das Handwerk, das natürliche Begabung voraussetzt, aber doch immer gelernt werden muß"[2]) (Credo S. 159). „Jede Kunst ist zunächst Handwerk, und wenn sie nicht Handwerk ist, dann ist sie überhaupt gar nichts. Die bedeutende Persönlichkeit, vielleicht getragen durch eine bedeutende Zeit, kann mit dem Handwerk die größten menschlichen Leistungen erzeugen. Aber das ist eine Gnade Gottes, denn die bedeutende Persönlichkeit entwickelt sich nach Gesetzen, die uns ewig unbekannt sein werden" (Jugender. S. 255 f.).

Die Bewußtheit der von dem göttlichen Ursprung der Dichtung isoliert durchgeführten Behandlung der handwerklichen Probleme der Dichtkunst schließt die selbstverständliche Anerkennung dieses Grundes ein; sie hält sich seiner als des tragenden, umfassenden Weltelementes fühlend für teilhaftig. Die ständige wesensmäßige Fühlungnahme mit der zeugenden Mächtigkeit des Grundes und die Durchdrungenheit von ihr scheint Paul Ernst dem Dichter die nüchterne Behandlung des Handwerklichen im Reiche der alltäglichen Wirklichkeit zu gestatten, da das Handwerkliche das niedere, aber geadelte Mittel zu einem höchsten Zwecke vorstellt. „Das Handwerk bedeutet aber mehr, als die Menschen gewöhnlich denken. Das Können macht unsere Seele frei, dadurch daß wir auszudrücken vermögen, was in ihr ist; Freiheit bedeutet, daß Fesseln fallen; und wenn die Fesseln gefallen sind, die sie hielten, dann kann die Seele auf Höhen kommen, die sie vorher nicht einmal geahnt hat"[3]) (Jünglingsj. S. 332).

Die vorliegende Untersuchung nun wendet sich nicht der als Stoff abgehandelten Substanz des handwerklichen Bereiches zu; sie läßt sich dem Wesen ihres gesetzten Zieles folgend damit genügen, die Gehörigkeit der

---

[2]) Vom Verf. gesperrt.
[3]) Vom Verf. gesperrt.

handwerksmäßigen Seite der Dichtung zu der tiefverschlossenen, göttlichen Mitte des Amtes aufzuzeigen. Sie handelt damit im Sinne Paul Ernsts, der als das Wesentliche seines reifen Dichterlebens „*die Selbstentwicklung der durch das beherrschte Handwerk befreiten Seele, die immer mehr die zufällige Wirklichkeit von sich abstreift und immer tiefer in die göttliche Freiheit und Notwendigkeit vordringt*"[4]) (Jünglingsj. S. 232) bezeichnet.

Die Untersuchung über das Amt des Dichters bei Paul Ernst hat sich zwar nicht mit dem Bekenntnis einer einzigen Dichterpersönlichkeit zu ihrem Wachsen von der Ahnung des Berufenseins bis zu der schicksalhaften Anerkennung des Amtes als einer unausweichlichen Aufgabe und Bestätigung der eigenen Existenz zu befassen. Sie hat zu unterscheiden zwischen der im Worte vermittelten, subjektiven Sphäre der erlebenden Persönlichkeit und den Ansichten dieser Persönlichkeit über die vermeintliche Aufgabe und das Wesen des Daseins der Dichter *überhaupt*. Trotzdem darf die zuerst für ihn selber gültige Aeußerung Paul Ernsts über die Befreiung der Seele durch das Handwerk im Zusammenhang mit der dichterischen Schau des göttlichen Daseinsgrundes als ein kennzeichnender Umstand betrachtet werden, mit dem Paul Ernst den *Kern des Dichterischen* zu treffen glaubt. Die Einordnung der gesamten Probleme dichterischer Technik in die Sphäre der Mittelbarkeit, der *zulänglichen* Vermögen und möglichen Aussage des Menschen, die Paul Ernst in seinem theoretischen Werke vornimmt, ist statthaft durch die zweifache Funktion, die er dem Denken im Bereiche der Reflexion über Dichter und Dichtung anweist. Diese Funktionsweisen zeigen sich ebenso sehr als verschiedene Denkvorgänge ihrem inneren Verfahren nach, wie sie auf verschiedenen Ebenen stattfinden und sich als Grade der Bewertung des Denkens überhaupt darstellen. Das Denken im Gebiete des Handwerks, des Stoffes und der Gegenstände der Dichtung wird seinem Objekte für angemessen erachtet, und es wird ihm zugemutet, die sich im poetischen Schaffen ergebenden Probleme der Technik begreifen zu können: „*Es ist durchaus möglich, alle Fragen der dichterischen Technik etwa mit voller Klarheit und Bewußtheit zu behandeln*" (Grundlagen S. 595)[5]). Dagegen heißt es vom Verhalten des Menschen dem Geheimnis der Dichtung gegenüber, von dem, *was Dichtung erst Dichtung sein läßt* und ihr Wesen in die zwingendste Frage und Rätselhaftigkeit des menschlichen Daseins versetzt: „Aber alles Inhaltliche, das dem Dichter von Gott geschenkt, nicht von ihm selber erarbeitet wird; aller Glauben, alles Fühlen von Welt und Gott, *das muß im Unbewußten verharren. Es wird falsch, wenn es hervorgezerrt wird*,

[4]) Vom Verf. gesperrt.
[5]) Vom Verf. gesperrt.
[6]) Vom Verf. gesperrt.

... und das Hervorzerren zerstört die Menschen und ihre Kräfte"[6]) (Grundlagen S. 595 f.). Paul Ernst hat sich in seinem theoretischen Werke von der Hervorzerrung und dem Versuche der Entblößung des dichterischen Grundes meistens zurückzuhalten gewußt. Seinem Denken, das sich bis an die Scheidelinie zwischen der Gültigkeit des mittelbaren Seinsbereiches und der Wirklichkeit des Grundes vorwagt, fehlt im allgemeinen die konstruktive Eigenschaft, die in der Abhandlung handwerklicher Probleme sich bemerkbar macht.

Ob freilich immer genügend beachtet ist, wie sehr die Fragen äußerer Formung des dichterischen Weltstoffes in unmittelbarer Begründung durch die spontane Macht des Grundes stehen, und diese Formung innerlich vollzogen wird (im Gegensatz zu der im theoretischen Werke geübten bewußten Induktion in der Betrachtung handwerklicher Angelegenheiten); ob die bei der Erschaffung jeder echten Dichtung waltende Eingebung und unmittelbare, den Stoff formende Begeisterung – ob dieser Strom der hervorbrechenden schöpferischen Kraft, an den Paul Ernst selbst unerschütterlich zu glauben vorgibt, in seiner sinnfälligen Erstreckung auf die Formfrage der Dichtung in richtiger Weise von ihm gewürdigt ist, muß in der vorliegenden Untersuchung unerörtert bleiben[7]). Die Ueberzeugung Paul Ernsts von der absoluten Zulänglichkeit des Denkens und der vernünftigen Vermögen des Menschen – deren Anwendung völlige Bewußtheit und Nüchternheit in einem zielhaften und planenden Zustand des Geistes erfordert – der Technik des Dichters gegenüber, ja, daß es so etwas wie eine dichterische Technik überhaupt gibt, hängt eng zusammen mit der praktischen Interessiertheit des dichterischen und ästhetischen Verhaltens bei Paul Ernst. Der Dichter steht nicht so im Auftrag einer undefinierbaren Macht und in der rückhaltlosen Ueberantwortung an sie, daß sie ihn der Sorge um das von ihr gebotene Handeln einfach enthebt. Der Glaube an das Handeln des Dichters als an ein Gesetz rückt den Dichterberuf notwendig aus dem Reiche der Unmittelbarkeit, wo man als Schöpfer gleichzeitig ein Empfangender ist, in das Reich der Mittelbarkeit, wo der zum Handeln Berufene auf die Erlangung und den angemessenen Gebrauch der Mittel zu sinnen hat, die ihm den Erfolg seines dichterischen Handelns zu verbürgen scheinen. Der kompromißlose Glaube Paul Ernsts an den göttlichen Grund der Welt und der Dichtung hat den Dichter dazu gezwungen, seine Dienststellung zu diesem Grunde in einen Bereich der mittelbaren Geltung zu übersetzen, wo die dichterische Formgebung des Weltstoffes nicht anders als mittelbar und mittelhaft bedacht werden kann. Das Sein der Dichtung

[7]) Es sei noch bemerkt, daß sich von hier, auch über eine kritische Darstellung noch hinaus, die Möglichkeit einer ausgedehnten prinzipiellen Fragestellung nach der Aufgabe und der Reichweite einer Poetik ergeben könnte.

konnte aber trotz ihrer Existenz im mittelbaren Bereiche des Menschen wegen ihrer Verknüpfung mit dem geschauten und begrifflich unerfaßbaren Grunde ausdrücklich als ein Mehrsein bezeichnet werden[8].

Abschnitt IV:

Die Unzulänglichkeit des Denkens und der dichterische Grund.

Das dichterische Gefühl von der Einheit der Welt mit ihrem göttlichen Grunde erleidet keine Verschiebung oder Aufhebung durch die zweifache Weise der begrifflichen Vergegenwärtigung des Göttlichen im Medium der verschiedenen Denkvorgänge. An sich gilt die Funktion des reinen Denkens – als eines teilhaften Bezuges des Menschen – Paul Ernst nicht als ein angemessenes Verweisungsmittel auf die das menschliche Dasein und die Grundverfassung des Menschen bewirkende Macht ihres lebendigen Ursprungs. Da sein theoretisches Werk von der Erörterung der handwerklichen Fragen der Dichtung bis zu der Wiedergabe einer Schau, die sich auf das gründende Geheimnis der Dichtkunst richtet, sich seinem Gegenstande denkend entgegensetzt oder ihn denkend umschreibt, ist dauernd dieser Charakter der Zweideutigkeit des Denkens im Auge zu behalten. Die oben stattgehabte Aussage von den zweierlei Funktionsweisen des Denkens seinem Objekt, dem Kunstwerk und seinem Erschaffer, Dichtung und Dichter gegenüber, ist dahin zu erweitern, daß die Reflexion im Handwerklichen als eine kausale bestätigt werden muß. Die Gedankenfolge über die Mitte des Amtes dagegen hat als die begriffliche Vermittlung einer dem Dichter eigenen Schau zu gelten, die als solche in ihrem Wesen, das heißt wenn sie unbegrifflich verstanden worden ist, den kausalen Charakter des Denkens, wie er im Handwerklichen vorwaltet, aufhebt und vor dem Sinne des Menschen das Reich der dichterischen Innerlichkeit als eine wahre Macht ausbreitet. Kann im Gebiet der handwerklichen Gesetze der Dichtung das Denken nach Ansicht Paul Ernsts seinem Gegenstande volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so würde das-

---

[8]) Das Problem des Handwerklichen in der bei Paul Ernst anzutreffenden Sicht ist nicht neu. Es liegt daher nahe, für die ähnliche Auffassung einen Zeugen anzuführen, den Paul Ernst in häufig ausgesprochener Verehrung wie kaum einen anderen für einen heilig-reinen Vertreter des Dichteramtes hält: Hölderlin. In den Anmerkungen Hölderlins zu seiner Oedipus-Uebertragung wird über dasselbe gehandelt: „Der modernen Poësie fehlt es aber besonders an der Schule und am Handwerksmäßigen, daß nemlich ihre Verfahrungsart berechnet und gelehrt, und wenn sie gelernt ist, in der Ausübung immer zuverlässig wiederhohlt werden kann. Man hat, unter Menschen, bei jedem Dinge, vor allem darauf zu sehen, daß es etwas ist, d. h. daß es in dem Mittel (moyen) seiner Erscheinung erkennbar ist, daß die Art, wie es bedingt ist, bestimmt und gelehret werden kann. Deswegen und aus höheren Gründen bedarf die Poësie besonders sicherer und karakteristischer Prinzipien und Schranken." (Sperrungen vom Verf. dieser Arbeit.)

Norbert v. Hellingrath: Hölderlin, Sämtliche Werke, „Anmerkungen zum Oedipus". Bd. V, S. 175.

jenige Denken, welches sich als zugänglich auf den Grund der Dichtung erstrecken wollte, diesen und den Menschen, der aus der Mächtigkeit des Grundes existiert, vergewaltigen und zerstören.

So meint die Bekundung Paul Ernsts gegen alle Versuche der Hervorzerrung des gründenden Elementes der Dichtung die Art, wie der Mensch überhaupt der göttlichen Mitte des Daseins zu begegnen habe. Nicht nur der Dichter ist in seiner Frage nach dem Sinne des dichterischen Daseins und dessen konkreter Aeußerung in der Dichtung dazu angehalten, vor dem Unmittelbaren in der Bescheidung auf seine Mittel zu verharren. Nur die Unbescheidenheit, verursacht durch die verkehrte Einschätzung der Mittel des Menschen, kann zu behaupten wagen, sie reiche mit ihrem Vermögen aus, Gültiges zu erbringen über das, was sich dem Menschen als göttliches Wesen des Grundes stets entzieht und dessen Erscheinungsweise entgegen sich der Mensch in der Unzulänglichkeit seiner endlichen Mittel verhält.

Es unterscheidet den echten Menschen von dem seinem Ursprung entfremdeten, daß er die Einsicht in diese Unangemessenheit seiner endlichen Mittel vor dem unendlichen Grunde besitzt. Der echte Mensch lebt darum in Formen, die eine Bewahrung des Göttlichen darstellen. „Der Dichter ist der wahre Mensch"[1]) (Gespräche S. 228) deshalb, weil aus ihm der zweifelsfreien Verbindung wegen, die ihn mit den Mächten des Menschen verknüpft, eine ursprüngliche Bewertung der menschlichen Mittel spricht[2]). (Siehe auch Zusammenbruch S. 493.) Im Angesicht der Mächte zu stehen, bedeutet für Paul Ernst aber zuerst, über sie nicht gültig aussagen zu können und sich mit dem Wissen davon erfüllt zu haben. Verkündet die Dichtung selber, daß der Dichter in das Angesicht der Mächte geschaut hat, so bemüht sich das Denken über diese Mächte, dazulegen, daß dem Dichter über den vergönnten Blick hinaus nur gegeben ist, die Unhaltbarkeit des Göttlichen durch Wort oder Begriff mit Hilfe eben dieses unzulänglichen Mittels zu bestätigen.

Es könnte daher überhaupt die Frage aufgeworfen werden, ob die Anwendung der Maßstäbe der allgemeinen begrifflichen Verständigung auf die Aussagen des Dichters, die das Geheimnis des Grundes hervorheben, einen Erfolg verspricht. Der Begriff als solcher scheint Paul Ernst zwar unvermeidbar, aber verfehlt demgegenüber, worum es ihm als Wächter und Bewahrer zu tun ist: das Dasein des Menschen als ein mittelbar sich verstehendes, verständigendes und ins Bewußtsein erhebendes von seinen Mitteln abzulösen und in seine eigentlichste Möglichkeit, das unmittelbare Erlebnis seines göttlichen Ursprungs zu

---

[1]) Vom Verf. gesperrt.

[2]) In einem Briefe Schillers an Goethe (17. Januar 1795) heißt es: „So viel ist indes gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn."

versetzen. Das Denken, dessen sich Paul Ernst in seinem theoretischen Werke bedient, bringt seine Absichten nur in Annäherung zu dem dichterischen Ziel; sie ist jedoch für Paul Ernst keine im Sinne einer endlichen Erreichbarkeit des Zieles. Das Denken kann sich seinem Wesen gemäß nur in der Verfehlung erfüllen. Es enthält nicht die Wirklichkeit der Dichtung als einer Macht und Gottes als des Inbegriffes der dichterischen Weltinnigkeit. Diese zu erweisen ist Aufgabe oder Wesen der Dichtung selber, die den Mut des Menschen zu Gott, wie dieser Mut zu Gott den Mut des Menschen zu sich selbst bedeutet.

Kapitel III:

Dichter und Gott.

Es ist nun, nach der Klärung gewisser Voraussetzungen[1]), an der Zeit, der Aussage über Gott als den Dichtungsgrund und Horizont der dichterischen Zielsetzung bei Paul Ernst die unterbauende Gedankenwirklichkeit aus der entsprechenden theoretischen Schicht seines Werkes in ihren Hauptzügen bestimmter hinzuzufügen. Es erwies sich um der Hinführung zu diesem Punkte der Darstellung willen als notwendig, schon jene große Abgrenzung des Dichterberufes bei Paul Ernst aufzuweisen, die sich mit den Rändern des Göttlichen, soweit es nur eben als eine Angelegenheit des dichterischen Geistes erscheinen kann, deckt. Indem die Bestimmung der Welt in ihrer Abhängigkeit von der Gottschau des Dichters aufgezeigt wurde – wobei die allgemeine Weltvorstellung hinter einer ausschließlich dichterisch vermittelten zurücktreten mußte – ergab sich, daß in der Welt geheißenen dichterischen Wirklichkeit des Werkes ungenannt die göttlichen Anliegen behandelt wurden. Deshalb geht es jetzt um das folgende: festzustellen, von welcher Art die Dichtung ist, die Gottes bedarf, um echte Welt zu sein und zu erbilden, und von welcher Art der Gott Paul Ernsts ist, der die Dichtung braucht, um Welt zu werden. Ein scheinbares Dickicht von Fragen, welches aber lichter wird, wenn man im Auge behält, daß in der Ueberschneidung der Sphären, in einem Zwischenbereiche, der Dichter steht und in der Tatsache seines Schaffens das Verhältnis von göttlichem Machtgebiet und Dichtung irgendwie eine Aufhellung erfahren muß[2]). Ein Umweg über die Deutung des verschiedenen Gewichtes der Weltwirklichkeit in Theorie und einzelnen Dichtungen Paul Ernsts soll zeigen, welche Aufmerksamkeit der Loslösung des Gottproblems aus seiner zeitlichen Bindung gebührt, die am auffälligsten in der Dichtung Paul Ernsts erscheint, während sie im Gedankenbau des Dichters einen weniger sichtbaren Teil des Fundamentes bildet.

---

[1]) Besonders nach der erfolgten Abtrennung eines anfangs noch blickverwirrenden Bereiches: der dichterischen Technik und des Handwerks.

[2]) Paul Ernst hat seine theoretisch gefaßten Ansichten über den Hauptfragepunkt unserer Abhandlung mit einer wesentlich auch von eigener dichterischer Arbeit genährten Erkenntnis bestritten; einige Seitenblicke auf den poetischen Teil seines Werkes werden darum bei Gelegenheit angebracht sein.

Abschnitt I:
Die Doppelsinnigkeit der Ernstschen Wirklichkeitsbehandlung und ihre Bedeutung für ein kritisches Verständnis seiner Auffassung von Dichter und Gott.

Die tief wurzelnde Feindschaft des künstlerischen Instinkts in Paul Ernst gegen jede Spielart eines mechanistischen Weltverständnisses wurde natürlich wesentlich verstärkt durch die allgemeine mechanistische Ausrichtung seiner Zeit. An sich liegt schon in den zu freiem Schöpfer- und Bildnertum sich ausersehen fühlenden Menschen von vornherein die eigentümliche Neigung, sich nicht mit der Untersuchung, Abwägung oder Aufnahme von festen Tatbeständen zufrieden zu geben, in denen der gewöhnliche Verstand die Vergegenwärtigung irgendeines durchgehenden Sinnes zu erkennen glaubt. Dieser Schaffenstrieb, der unbestimmte Drang, in neu-gebildeten und eigener Weltschau entsprossenen Werken Zeugnis für den hohen Rang des Menschen abzulegen, erprobt sich in Zeiten besonderer Spannung zwischen dem schöpferischen Einzelnen und der geschichtlich ausgeformten Umwelt an der Bewältigung der Widerstände, die ihm begegnen. Die Widerstände befinden sich zu ihm in einem äußerst tätigen Bezuge, da sie einen bestimmenden Einfluß auf die Gestalt des Werkes üben, das nicht nur als Ausdruck inneren Weltfühlens *für* etwas entsteht, sondern auch als Bekundung einer Andersartigkeit den Charakter der *Gegengestalt* besitzt.

Es ist etwas Besonderes um eine Kunst und ein Kunstdenken, deren Gehalt und Wirksamkeit durch eine von ihnen bezogene Verteidigungs- oder Angriffsstellung maßgeblich mitbestimmt wird, die den ursprünglich hervorbrechenden Strom des schöpferischen Vermögens mit einer nahezu schmerzenden Bewußtheit in seiner Richtung zu einem Ziele überwachen. Je größer die eigentliche Kraft des Gestaltens ist, desto weniger wird wohl die unabhängige Grundstimme des Werkes übertönt und abgeschwächt durch die Auseinandersetzung mit widerstrebenden Umständen. Die Kunst gewährt innerhalb ihrer Grenzen – wenn die geschichtliche Lage es dringend anheischig macht – auch der Apologie noch einen Raum, wenn diese sich dem innewohnenden Gesetz der Kunstwerke unterordnet und sich auflöst in der Wesensfülle des einheitlichen Ganzen. Es ließen sich genügend Beispiele dafür erbringen, daß verfolgte Zwecke dem künstlerischen Gehalt eines Werkes keinen Abbruch tun müssen.

Die Gegenwart, in der das Schaffen Paul Ernsts vor sich ging, begünstigte die Gefahr der Dichter und Denker, durch die dichterische und gedankliche Beschwörung von Gegensätzen und Gegenstellungen zu den Erscheinungen der wachsenden Starre und Armut des Kulturlebens in eine lähmende Abhängigkeit von dem doch Bekämpften und Verwünschten zu geraten. Es ergibt sich durch die Ungunst des geschichtlichen Vorganges somit leicht das bedrückende Bild eines polhaften Verhältnisses, in dem der Geist an einem erblickten Zustande der Leere und Wertlosigkeit seine Be-

griffe von Reichtum und Würde in ihrer eigenen Form gewinnt, wobei das Recht der Formbildung auf Ursprünglichkeit nicht in vollem Umfang gewahrt bleibt.

Ein kurzes Eingehen auf das vollendete Werk von Männern der nahen oder näheren Vergangenheit, welche sich tiefer und unaufhaltsamer in kulturelle Verödung verstrickte, ist geeignet, das Verständnis des eben Dargelegten in der Hinsicht auf Paul Ernst vollkommener zu machen. Von Stifter zum Beispiel kann dabei als einem Dichter gesprochen werden, der bereits mit aller Klarheit von dem Wissen einer drohenden Zerstörung der sittlichen und religiösen Verfassung des europäischen Menschen durchdrungen war und sein Dichten nicht zuletzt als einen Kampf um die ethische Behauptung der Welt angesichts eines furchtbaren Verfalls begriff[1]. Trotzdem haftet seiner Dichtung nicht die Schwäche eines vorherrschenden, unselbständigen Gegenbildes an, sondern sie enthält reine Bilder von einer Gültigkeit, die über das Zeitliche ihres künstlerischen Bodens hinausreichen und an keiner reflexionsmäßigen Behinderung durch den Gedankenernst ihres Schöpfers leiden, der sich vollgesogen hatte mit dem Abscheu vor den allgemeinen Wertmaßstäben seiner Zeit. Bei Nietzsche vernichtet das herrische Eigengesetz seiner Schöpfungen, die wie kaum andere sonst an der Krankheit und den Notständen des europäischen Geistes mitentzündet sind, die niederziehende Schwere jeder zeitlichen Verknüpfung, welche ohne ihre Verschmelzung mit einer die Zeitgrenzen sprengenden Kraft bedenklich aussähe. Rilke erkannte mit tödlicher Schwermut und Hellsichtigkeit das bedürftige Wesen der Welt- und Zeitstunde und schuf, obwohl nicht frei von der Kette ihres ungeheuren Gewichts, Gesänge von großer Klarheit und Freiheit von und über den Dingen. Bei den genannten drei verursacht ihr Werk in Inhalt und Form weniger durch ausdrückliche und stets wiederholte Verneinung der fremden, als vielmehr durch erschaffende Bejahung der eigenen Welt die überlegene Abhebung von der Wertebene, gegen die sie standen. Die Frage dagegen, ob die Dichtung und das Kunstideal Stefan Georges vorwiegend der Selbständigkeit ihres Schöpfers, oder aber seiner Verachtung des geistigen Verhaltens der Zeit und ihrer Meinung über die Gegenstände der Kunst ihre Entstehung und eigentümliche Art zu verdanken haben, läßt sich schon nicht mehr so eindeutig beantworten. Es scheint immer mehr, als habe das priesterlich-weihevolle Gepränge des von

---

[1]) Aufschlußreiche Bemerkungen Stifters über zeitliche Ursprungsmotive seines Schaffens hinsichtlich des „Nachsommers": „Ich habe wahrscheinlich das Werk der Nichtigkeit willen gemacht, die im allgemeinen mit einigen Ausnahmen in den Staatsverhältnissen der Welt, in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst herrscht. Ich habe eine große, einfache, sittliche Kraft der elenden Verkommenheit gegenüberstellen wollen" (An Gustav Heckenast, Linz, 11. Februar 1858).

„Ich habe für dieses Werk eine gereifte Männlichkeit gespart, seine Ruhe sollte Manneskraft sein und seine Einfachheit ein Gegensatz zu der Gespreiztheit und zu dem Verfalle, dem unsere Dichtkunst zugeht" (An Louise Freifrau von Eichendorff, Linz, 17. Juli 1858). Adalbert Stifter, Briefe. Herausgegeben von Dr. Friedrich Seebaß. Tübingen 1936, S. 197 und S. 209 f.

ihm vertretenen Dichtertums und der erstrebte sakrale Zug seiner Dichtung sich zu ausschließlich vom Gegensatze genährt; als sei die bewußte Spannung zwischen der Zeit und seinem Werke zu einem ästhetischen Selbstzweck des letzteren geworden, an dem es sich innerlich emporrichtete.

Auch im Werke Paul Ernsts fehlt nicht der Zug einer auffälligen Zeitunterworfenheit insofern, als die Selbstbestimmung dichterischer Fragen oft zu stark dadurch beeinflußt ist, daß diese sich als Antworten auf die gegenteiligen Meinungen ihrer Zeit wissen[2]). Paul Ernst betrachtet die dichterische Freiheit als eine Freiheit von den Dingen der vorhandenen Welt für die Aufgabe der dichterischen Welterschaffung, welche zugleich eine Bewältigung der Wirklichkeit sein soll. Die immer wieder ausgesprochene, völlige Geringschätzung der Außenwelt, des sinnlichen Baustoffes für die Werke der Kunst, gehört zu den Hauptzügen, die seinem Bekenntnis zum Dichterberuf das Gesicht gegeben haben. Ihm ist die zweideutige Rolle, die die Wirklichkeit in seinem theoretischen Gedankenbau spielt, nicht verborgen geblieben, und er hat sich zu helfen versucht, indem er sie als unentbehrliches Mittel zu einem erhabenen Zweck in den Ordnungsbezug einer rein dichterisch vermittelten Weltvorstellung eingliedert. Nur der Dichter ist nach dem Dafürhalten Paul Ernsts befähigt, über alle Realität der Welt hinaus – aber unter ihrer Zuhilfenahme im Werkgefüge – dem Dasein des Menschen transzendenten Zugang zu den geglaubten Mächten zu verschaffen. An diesem Orte soll nun nicht darüber geurteilt werden, wie weit die Dichtungen Paul Ernsts grundsätzlich die eigene theoretische Forderung ihres Urhebers erfüllen. Aber es muß wegen ihrer Wichtigkeit für die noch folgenden Ausführungen über das Verhältnis von Dichter und Gott bei Paul Ernst die Tatsache einer besonderen Erscheinung erwähnt werden.

Die meisten Geschichten Paul Ernsts, vornehmlich aber die Romane „Der schmale Weg zum Glück", „Saat auf Hoffnung" und „Grün aus Trümmern" sind von einem auffälligen Maße der Unfreiheit und Verkettung des Dichters mit einer durchaus zeitgebundenen und keineswegs durch das Kunstziel aufgehobenen Dinglichkeit des Lebens geprägt. Die Vorstellung der Wirklichkeit als eines natürlichen Gleichnisstoffes ist in ihnen nicht überzeugend gelungen; dafür trägt die Schilderung der Welt, die als gute in Entgegensetzung zu einer schlechten, dem Untergang ausgelieferten behandelt wird, unverkennbare Anflüge aus dem Reiche des Altväterlichen und Hausbackenen – nicht selten das Banale streifend –, deren einzelne Anzeichen nichts weiter als Folgen einer zu einseitig auf Gegenwirkung bedachten,

[2]) Hier wird im Folgenden absichtlich auf die Dichtung Paul Ernsts zurückgegriffen, weil die Theorie im Sollen und Wollen bleibt, ein Ideal anpreist, das sich abwendet von der Zeit oder zumindest in schwereloſem Fluge über sie hinaus will. Die Dichtung hat jedoch in einem anderen Sinne als die Theorie ihren Stand in der Wirklichkeit, ohne deren Stofflichkeit sie ihren Schaffenstrieb keinen Augenblick lang befriedigen könnte. Die Dichtung belehrt darum in mancherlei Hinsicht klarer darüber, wo das ins Zeitlose zielende Eigenste der Dichtergedanken umgebogen und verdeckt wird durch die Auseinandersetzung mit einer gnadelosen Zeitwelt.

planenden Veranlagung des Geistes sind. Eine theoretische Einsicht hat jeweils dichterische Form angenommen, ist aber mit ihr nicht zu derjenigen Sphäre der Menschlichkeit und Kunst gelangt, die sich der Enge ihrer zeitlichen Voraussetzungen entledigt hat. Auch Goethe bediente sich im „Wilhelm Meister" und in den „Wahlverwandtschaften" der Bilder, die seine geschichtlich bedingte Umwelt ihm bot. Aber er erreichte mit ihnen eine ungleich höhere Stufe der Kunstgestalt, auf der die dichterischen Bilder sich in Wesen verwandeln und aus der Welt des Scheins eine solche des wahren, urbildlichen Seins wird. Bei Paul Ernst können die angestrebten künstlerischen Zwecke, denen die von Raum und Zeit begrenzte Weltwirklichkeit den poetischen Werkstoff liefert, sich nicht erheben und befreien aus dem Gewebe, als das die Gegenstände dieser Weltwirklichkeit vom Dichter ausgebreitet werden. Eher meint man, die Befangenheit des Dichters im Mittel und dem Mittel gegenüber habe den Zweck erschlagen, weil die polemische Stimmung, in der die Mittel der Dichtung hier gehandhabt werden, zu sehr darauf ausgeht, eine Aufhebung von tatsächlichen Verhältnissen zu erreichen. So entsteht eine Verflüchtigung des dichterischen Sinnes in den Hintergrund, während den Vordergrund Erörterungen behaupten, die wegen ihrer Ausschließlichkeit doch nicht über das hinausgelangen, was sie als nichtig zu bewältigen und aufzulösen trachten.

Die theoretischen Aussagen Paul Ernsts über die Stellung der Wirklichkeit in ihrem Verhältnis zur Dichtung geben vor, daß die Geringschätzung der Wirklichkeit durch den Dichter aus der Fülle des schöpferischen Sinnes und des mit ihm verbundenen Dranges zum eigenmächtigen Handeln geboren ist. Verachtung mischt sich seinem Urteil über die Wirklichkeit dann bei, wenn dieses sich gegen die in gleicher Sache weit und breit gültige, platte Auffassung des gegenwärtigen Zeitalters wendet. Rückgang und äußerste Fragwürdigkeit der Kulturbegabung, Mangel an formender künstlerischer und religiös-sittlicher Kraft hält er nur für die Kehrseite des Glaubens an die Allmacht der Wirklichkeit. Aus den Versuchen und Systemen, die den absoluten Sinn der Welt und des Menschen aus ihrem Vorhandensein in einem endgültigen, realen und deutbaren Zustande ableiten, liest er nur das Eingeständnis des Verzichtes auf einen göttlichen Beruf: sich nicht zu begnügen mit dem Genuß von Dingen und das Dasein dem Rufe höheren Gesetzes und der Erschaffung höherer Form bereit zu halten. Auf sein theoretisches Werk bezogen, braucht die Eigenständigkeit der Forderung Paul Ernsts nach dem Verneinen der Wirklichkeit (deren Unentbehrlichkeit für das dichterische Werk in diese Forderung mit eingeschlossen sein soll) an den Künstler nicht bezweifelt zu werden. Es ist auch ein Recht dieses Gebotes, den Beweis seiner Notwendigkeit an einer geschichtlichen Lage zu erbringen, deren innerer Schaden gerade in ihrem wirkenden Gegensatze zu dem Inhalt jener Forderung erkannt wird. Die Ansatzpunkte zu einer Kritik des Wirklichkeitsverständnisses bei Paul Ernst bietet darum weniger seine theoretisch gefaßte Forderung, da diese eine haupt-

sächlich formale ist, als vielmehr seine Dichtung, in der die eigenen Kunstgebote ihre Anwendung finden oder vor der Umsetzung in die theoretische Form bereits gefunden haben. Die Dichtung Paul Ernsts zeigt klar die Schwierigkeit, aus der Niederung der zeitlichen – oft allzuzeitlichen – Verknüpfungen und Schaffensanlässe den Kern der reinen Ansichten herauszuschälen, die in ihrer Wesentlichkeit die Gipfel seines Kunstdenkens darstellen.

Vorhandene Weltwirklichkeit durch Dichtung gleichsam aufzuheben und neu zu schaffen als Geistwirklichkeit der Welt ist seiner Herkunft nach ein durchaus künstlerisches und fruchtbares Daseinsgefühl. So liegt es auch, wie hier schon früher dargelegt werden konnte, als grundsätzliches Element in der Theorie Paul Ernsts entfaltet. Die Gefahr beginnt, wie aus den unter diesem Blickpunkte besprochenen Beispielen aus der Dichtung Paul Ernsts erhellt, wo das Urteil des Dichters zu einseitig unter dem Zwange seiner Kultursorge den verächtlichen materialistischen Begriff der Weltrealitäten ins Auge faßt. Die Verwechslung der Wirklichkeit überhaupt mit dem Zeitbegreifen von Wirklichkeit führt aber leicht zu ihrer gänzlichen Verkennung, die schließlich auch ihren dichterischen Funktionswert, ihren unerschütterlichen Werkbezug nicht mehr gerecht zu würdigen versteht, und Wirklichkeit am Ende zu ausschließlich in den Dichter verlagert, in dem sie zur unfruchtbaren Idealvorstellung wird. Was Paul Ernst in der Theorie meistens weiß: daß die Bilder der Dichtung sich vom dichterischen Erlebnis des „Wirklichen" nähren, scheint dort als vorwaltendes Wissen zu fehlen, wo die dichterische Wirklichkeitsvorstellung mit der bekämpften der Zeit zusammentrifft. Ernstsche Dichtung ist aber vorwiegend Dichtung gegen ihre Zeit.

Wie im Falle der Wirklichkeitsbehandlung, so klafft auch zwischen dem Gottesbilde der theoretischen Forderung und Besinnung und dem geschaffenen der Dichtung bei Paul Ernst ein unübersehbarer Riß, welcher das Schicksal des Dichters vor Augen führt, seiner Zeit nicht die letzte Freiheit eines ursprünglichen Schaffens abgerungen zu haben. Wie weit, oder ob es sich dabei überhaupt um das Fehlen der echten dichterischen Vermögen handelt, soll hier, dem Sinne unserer Arbeit getreu, nicht zur Frage gestellt werden; es kommt darauf an, die Lage eines Dichters zu begreifen, dessen Einsicht dem gefährlichen Uebermaß einer gott- und kunstfremden Wirklichkeit zu begegnen hatte, vor der die göttliche Aufgabe der Dichtkunst sich leichter erkennen und bekennen, als erfüllen ließ.

Abschnitt II:

Die göttliche Aufgabe der Dichtung.

I. Teil:

Dichtung und göttliche Wirklichkeit.

Es mag beim ersten Augenschein wundernehmen, daß von Gott bei Paul Ernst immer als von der obersten Aufgabe der Dichter und Dichtung gesprochen wird. In Form einer These lautet diese Ansicht Paul Ernsts eindeutig so: „Noch heute müssen die Dichter Gott und Welt schaffen, besser gesagt: sie müssen die Schauung Gottes formen, in der Gott sich ihnen offenbart hat" (Grundlagen S. 591 f.). An der bereits dargelegten Weltbildung des Dichters, wie Paul Ernst sie versteht, war einsichtig geworden, daß der Dichter der freie Beauftragte einer im letzten Grunde unbezweifelbaren Macht ist. Von solchem Standpunkte aus verliert die Dichtung natürlich das oft so gern an ihr geduldete Wesen der Zufälligkeit und des beinahe erwünschten, heiteren, flüchtigen Spiels, wie auch jede Zwecksetzung innerhalb vernunftgezogener Grenzen; sie wird betonte Notwendigkeit und rückt ihren Erschaffer in eine Reihe mit dem Weisen, Staatsmann und Priester (deren göttlicher Bildungsstoff der Mensch ist!), oder stellt ihn in äußerster Folgerichtigkeit der Schau und des Denkens noch weit darüber. Rechtfertigen läßt sich dieser vor jedem anderen ausgezeichnete Rang des Dichters aber vor keiner einzigen Daseinsmöglichkeit des menschlichen Geistes, außer vor einem ehrlichen Glauben an die besondere Berufung und die darauf fußende Pflicht zur Herrschaftsausübung. Seit Nietzsches Forderung des höheren Menschen im „Willen zur Macht" ist diese Auffassung eines schöpferischen Amtes nichts Unerhörtes und Neues mehr in einer Welt, die der Vernunfterkenntnis und ihren praktischen Anwendungen den unbedingten Vorrang vor den sonstigen, „unpraktischen" Verhaltensweisen des Menschen einräumt.

Die von Paul Ernst dem Dichter zugestandene Vollmacht der Gotterschaffung gibt nicht nur wegen der Ausschließlichkeit, mit der sie dieses ungewöhnliche Recht in die Hände des Dichters legt, zur Verwunderung Anlaß. Was vielmehr zur tieferen Frage drängt, ist die Art des Bezuges zwischen der sogenannten „Offenbarung" Gottes im Dichter und der „Erschaffung" Gottes durch das dichterische Wort und Werk. Hier liegt der eigentliche Kern des Ernstschen Weltbildes, und wenn seine Enthüllung gelingt, ist der entscheidende Schritt in die Mitte von Theorie und Wirklichkeit seiner Dichtung getan. Eindeutig erscheint das Verhältnis des Dichters zu Gott im Weltbild Paul Ernsts solange, wie die Aufgabe des Dichters – die oben als der Bezug zwischen Dichter und Gott bezeichnet wurde – lediglich eine Dienststellung ausdrückt; eine solche, in welcher der Diener dem Gesetze seines Herrn lauscht und es handelnd befolgt. Ein derartiges Verhältnis des Dichters zu seinem vorgegebenen Gotte entspräche der landläufigen Auffassung der Inspiration, wie sie in einigen geschichtlichen

Religionen auftritt. Paul Ernst lehnt aber eine Deutung wie die vorige ausdrücklich ab (siehe Credo S. 307 ff., Grundlagen S. 598). Der Dichter empfängt seinen Auftrag nicht wie einen Wink oder ein Gebot aus irgendeinem „Jenseits". Obwohl Paul Ernst mancherorts Gott „außerweltlich" und den Dichter eines der „Kraftzentren" nennt, von denen das geschichtliche Wirken, die „Bewegung Gottes" in der Menschheit ausgeht (siehe Credo S. 160), ist er sich der Unzulänglichkeit dieser Erklärung, wie er gesteht, bewußt. Die Furcht vor Bezeichnungen, Worten, die aus dem begrifflich „gesicherten" Wirklichkeitsbereiche stammen, ist groß bei ihm, weil er sich vor Verfälschungen hüten möchte. Er erkennt als eigene Gefahr an sich selber den Hang, Schau, Gesicht und schöpferische Lebendigkeit: Zutrittselemente des Künstlers zur göttlichen Wirklichkeit also, aus Gründen der Verständlichmachung mit Vorzeichen aus der systematischen, Ursache und Wirkung verknüpfenden Zweckauffassung des Lebens zu versehen. Er ist dieser Gefahr, neben der Gefahr der Lüge auch einer Gefahr der Plattheit, nicht immer entgangen. So hat er zum Beispiel nicht verschmäht, das dichterische Bild von der Notwendigkeit Gottes – das aus der Schau herrührend, seiner Entstehung nach gewiß echt ist – mit biologischen Analogien zu stützen, die wenig überzeugend wirken und bei der gänzlichen Andersartigkeit des gebrauchten Mittels ein Nacherlebnis der Vorstellung des Dichters von Gott kaum vorbereiten können[1]) (siehe die Ausführungen in Grundlagen „Von Gott", S. 7 – S. 66).

Die persönliche Wahrheit der dichterischen Gottschau, die Paul Ernst so betont für seinen eigenen Fall in Anspruch zu nehmen weiß, ist soweit unfraglich, wie sie B e k e n n t n i s bleibt, Zeugnis für eine menschliche Welthaltung stolzer und vornehmer Einsamkeit. Sie hat die große Möglichkeit, durch nichts als das Werk, die herrschaftlich aufgefaßte Dichtung – deren Grundlage das Erlebnis Gottes bildet – der Zeit den Schimmer einer höheren Wirklichkeit zuzuwerfen, welche erschüttert und erhebt. Im ganzen gesehen besitzen die theoretischen Aussagen Paul Ernsts über Gott, und wie der Dichter zu ihm steht, reinen Bekenntniswert; in ihnen wirkt richtungweisend das Geheimnisvolle des Vorgangs nach, mit dem sich der Mensch der göttlichen Wirklichkeit verbindet, um sie als Kunde weiterzuleiten.

Paul Ernst vertraut zwecks Sichtbarmachung der Ebene, auf der der Dichter sich als Schauender befindet, dem Denken die Aufgabe an, den Menschen zum Standort des Dichters zu befördern. Und zwar soll die durch

---

[1]) Aus dem Verhältnis Hund – Herr, das dem Herren völlig und dem Hunde instinktmäßig bis zu einem geringen Grade verständlich ist, schließt Paul Ernst hier auf eine Aehnlichkeit in dem Verhältnis Mensch – Gott, indem die Bewußtseinsfähigkeit beider Partner dieser letzteren Beziehung gegenüber in entsprechender Verteilung vorgestellt wird, wie die auf der niedrigeren Stufe Hund – Mensch stattshabende. Selbst Vergleichsgründe gestatten eine solche gewagte Konstruktion nicht, da diese den Blick des Menschen auf Gott schematisch verengt und Vorstellungen aus der Wirklichkeit – obwohl Paul Ernst dieses nicht wahrhaben will – als Hilfeleistung für eine Schau auf den gänzlich unbekannten und jeglichem Dogma unzugänglichen Bereich jenseits der Vernunft überträgt.

Vernunftkritik erworbene Kenntnis davon, daß es die Dinge der Welt als an sich seiende nicht gibt, dem Menschen die Türe zum Verständnis der göttlichen Welt öffnen. Der Wirklichkeitsgläubige soll begreifen lernen, daß an der Grenze der als wirklich bezeichneten Welt erst die einzige, wahre Wirklichkeit beginnt: diejenige Gottes. Die geistige Wahrnehmung dieser Scheidelinie zwischen den beiden Wirklichkeiten des Scheins und des Seins nennt Paul Ernst die „Tür, welche aus der Kritik hinaus ins Schöpferische führt . . ." (Grundlagen S. 582). Hier sieht er den Dichter stehen, zwischen einem „Diesseits" des bloßen Scheins, der Täuschung, und einem „Jenseits" des wirklichen, gültigen Seins. Die Stellung des Dichters, nicht behaftet mit der niederziehenden Schwere der Stoffuntertänigkeit, äußert sich der vorhandenen Welt gegenüber als freies, herrschaftliches Handeln nach den Maßstäben künstlerischer Zwecksetzung (siehe S. 41). Darin liegt für Paul Ernst der eigentlich göttliche Beruf des Dichters, nicht nur der Dichtung, sondern darüber hinaus dem Dasein des Menschen selber Zwecke zu setzen, mit anderen Worten: darin, der menschlichen Welt mit dem Ziele über ihr irdisch befangenes Wesen hinaus eine gebieterische Verwandlung zu geben. Die Verwandlung der Welt durch den Dichter ist aber zugleich die Aufrichtung des lebendigen Gottesbildes. Das Bild des Dichters von Gott lebt darum, seinem Ursprung gemäß, am innigsten in der Dichtung, die Paul Ernst aber doch nicht als selber göttlich ihrem Begriffe nach verstanden haben will, sondern nur als unvollkommenen Ausdruck für ein Göttliches (siehe S. 51[2]).

Aus dem theoretischen Verhalten Paul Ernsts zur wirklichen Umwelt des Menschen entsteht mit Folgerichtigkeit das Verhalten des Dichters sowie des Denkers Paul Ernst zu dem weltfügenden Grunde Gott. Es ist für unseren Betracht gleichgültig, wo in der Tatsache der wechselseitigen Bewertung des einen aus dem anderen der Ursprung gesucht werden muß. Wahrscheinlich noch am ehesten bei dem Urteil über den Umkreis der gegen-

[2]) Den naiven Weltdeutungsverstand beschenken die Gegenstände seiner Umwelt, ihre gesamte inhaltliche Fülle, noch am ehesten durch den Eindruck ihres wirklichen Daseins mit der Verwunderung, daß es dieses alles gibt und es folglich noch viel anderes, Undenkbares mehr geben muß. Wie diesem breiten Verstande, der seinen eigenen Zutritt zu einer echten Gott- und Wertgläubigkeit finden kann, der Dichtung gegenüber die von Paul Ernst geforderte Vertauschung des Wirklichkeitsbegriffes gelingen will, ist eine Frage für sich. Sie ist jedoch nicht nebensächlich, wenn man bedenkt, daß Paul Ernst daran gelegen ist, gerade als Dichter auf sein Volk zu wirken. Die größte Wirkung verspricht er sich von seinem „Kaiserbuch" (siehe Credo S. 26). Doch auch hier ist die Wirklichkeit der Welt in einer doppelsinnigen Weise ernst – oder zu leicht – genommen, die sich nicht daran genügen läßt, alle geschaffenen Bilder durch einen inneren Seelenvorgang des Dichters wieder aufzuheben, sondern dieses auch äußerlich tut. D. h.: die auch theoretisch bekräftigte Verachtung der Wirklichkeit wird mit dichterischen Worten überall vorgetragen; Theorie, in die Dichtersprache umgegossen, durchläuft als ein wesentlicher Zug das gesamte Epos von der „Zueignung" bis zum Schlußgebet. Wie soll der Aufnehmende dieser Dichtung noch vom Handeln der Personen überzeugt sein, wenn die Schaubühne des Handelns und sein Stoff als gänzlich nichtig vorgestellt werden?

ständlichen Wirklichkeit des Menschen, die von Paul Ernst wohl nicht so radikal verneint worden wäre, wenn der Geist seiner Zeit sich nicht allgemein einer außerordentlichen Ueberschätzung der Wirklichkeit nach Nützlichkeitszwecken schuldig gemacht hätte. Denn der äußerste Schluß Paul Ernsts, das Wirkliche sei nicht, oder es sei nicht auch in der Welt und als Welt, geht über das Ueberlegenheitsgefühl des Künstlers dem Wirklichen gegenüber weit hinaus; er ist eine mit Verachtung gesättigte und übersteigerte Nutzanwendung eines vorgefundenen Ergebnisses philosophischer Kritik, die den Menschen auf Grund besonderer Vermögen in weitgehend selbständiger Formbildung an den Dingen tätig sieht.

In der besonderen Färbung des Wirklichkeitsbegriffes, dessen allgemeine Bedeutung für die Dichtung Paul Ernsts nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, waltet als ausschlaggebend die Bindung des Dichters an Gott vor. Aus ihr sucht sich die „dichtende Sehnsucht, die Bilder aus dem Nichts erschafft", (Jünglingsj. S. 199) zu begreifen. Sie läßt Paul Ernst ferner bekennen: „Hat denn mein Gefühl unrecht: da ist eine Macht, die bewirkt, daß ich denke: ich bin; und nun gehe ich, und sehe mich um, und wo ich gehe und sehe, da blüht Welt auf, und die ist nur, weil sie aus mir gekommen ist, ich aber bin nur, weil eine Macht ist, die bewirkt, daß ich denke: ich bin. Diese Macht aber ist doch Gott. Und alles, was ich als Plan und Absicht habe, als Ueberlegung und Wollen, das ist nur Unsinn, den ich mir vorspiegele, weil ja doch nur Bilder sind und ich einen Zusammenhang haben will"[3]) (Jünglingsj. S. 237).

Die Wirklichkeit Gottes eröffnet sich dem Dichter als Macht, oder bestimmter: Paul Ernst bezeichnet die innerliche Gewißheit des Dichters von seiner Berufung und den Zwang, sein Werk verrichten zu müssen, als das Wirken Gottes im Dichter. „. . . die wirklichen Dichter haben noch immer behauptet, daß sie von Gott begeistert sind" (Zusammenbruch S. 493). Dieser ausschließlich als schöpferischer Akt oder in Verbindung mit ihm zu deutende Vorgang zeigt aber bei Paul Ernst eine Abhängigkeit Gottes vom Dichter, die nicht bei der dichterischen Hervorbringung des Gottesbildes ihr Bewenden hat. Die Abhängigkeit Gottes in dem Verhältnis, das der Dichter zu ihm hat, reicht weiter: Gott wäre nicht ohne den Dichter. Die Hervorbringung des Gottesbildes wird bei Paul Ernst gleichbedeutend mit dem Sein Gottes. Die Stellung des Dichters ist keine zwischen zwei voneinander unabhängigen Reichen, die des Dichters lediglich als ihres Mittlers bedürfen. Der Dichter bekleidet vielmehr nur insofern eine Zwischenstellung, als er im Vollzugsraum der Möglichkeit steht, das Schau-Erlebnis des Göttlichen auf dichterische Weise zur Form zu bringen, zu welchem Zwecke er die andringenden Bilder ergreift, die er als von ihm selbst geleistete Erhebungen und Befreiungen aus dem Zustande der stofflichen Unlebendigkeit, des Nicht-Seins, betrachtet und zum Weltzusammenhang fügt.

[3]) Vom Verf. gesperrt.

Das „Zwischen" der Stellung des Dichters liegt nicht zwischen zwei außerhalb von ihm als für sich selbständig erblickten Bereichen, dem Gottes und dem des Menschen. Dieses „Zwischen" – und was von ihm verknüpft wird – befindet sich einzig im Dichter und muß, damit man seiner Bedeutung gewahr wird, erkannt werden in seiner jeweiligen Zuordnung auf den Anspruch Gottes und auf die stoffliche Niederung alles Vorhandenen, das der Dichter in die von göttlichem Odem getragene Welt formend und verwandelnd einzubeziehen hat.

Der Mensch wird durch die Dichtung zu der Weltform seines Daseins aufgerufen und geleitet; er gehört darum noch, im Hinblick auf den göttlichen Schaffensantrieb des Dichters, zu den gestaltbedürftigen Dingen des Weltstoffes, als deren oberstes er durch den Dichter in die Möglichkeit zu einem höheren Sein versetzt wird. Von hier aus gesehen bietet sich der Satz Paul Ernsts, daß der Mensch selber zu den Dingen gehöre, welche der Mensch schaffe, im Lichte einer weiteren Bedeutung dar (siehe S. 51). Worte, wie die nachstehenden, finden hier ihre Erklärung; der angeführte, gegen Ernst selbst laut gewordene Vorwurf beweist deutlich, in welchem Grade bei ihm die Vorstellung vom Amte des Dichters und seinem göttlichen Rechte mit dem tatsächlichen Leben zu einer Einheit verschmolzen war: „. . . ein Dichter schafft nicht nur in seiner Dichtung eine neue Welt, er behandelt auch im Leben alle Menschen, als ob sie von ihm gedichtet sind" (Gespräche S. 279). „Es sagte mir viel später einmal, als ich schon an die Fünfzig war, jemand: ‚Du behandelst alle Menschen, als ob sie von dir gedichtet sind'" (Jünglingsj. S. 234).

Alles, was ist oder als seiend gedacht werden kann, hat bei Paul Ernst seinen Bestand nur *im* Geist oder *durch* den Geist des Dichters. So lebt die Welt nur im Bewußtsein des Dichters, in das sie, von ihm gezogen, emportaucht aus der ursprünglich unerlösten und darum toten Menge des Weltvorhandenen, der Realität, welche ohne dichterische Verwendung nur als Nicht-Sein besteht. Realität hat also für das dichterische Empfinden Paul Ernsts nur insofern einen Rang, als diese ihre Befindlichkeit vom Dichter zur Verwandlung gebracht, schöpferisch in die *Idee* übersetzt werden kann. Die *Wirklichkeit* hat Geltung nur als ihre *Idee*. Darin liegt eine gewaltige, vom Platonismus beeinflußte Umdeutung der Welt, die der Welt Wert nur zumißt, sofern sie keine eigene Wirklichkeit besitzt. Das Sein der vorhandenen Welt besteht für Paul Ernst gerade darin, kein selbständiges, in sich gründendes Sein zu besitzen, sondern vom Dichter erst mit dem Seinscharakter beliehen zu werden. Auf den Menschen bezogen kann dieser Anspruch des Dichters leicht als „Vergewaltigung" wirken, wie Paul Ernst auch selbst weiß (siehe Gespräche S. 200). Mit Selbstverständlichkeit behandelt Paul Ernst alle irdischen Gegebenheiten als Gleichnisse, als Hinweise auf die dichterische Macht. Jedoch wird dieselbe Behandlung durch ihn auch dem Göttlichen zuteil, wenngleich schon dessen Symbole eine andere Bildhaftigkeit brauchen. Wir hören aus dem Munde

Paul Ernsts, „daß alles Irdische - ach, auch alles Ueberirdische nur ein Gleichnis ist" (Credo S. 235). Für nichts anderes aber sind die Bilder, durch die das Ueberirdische in faßliche Vorstellungen hineingerückt wird, ein Gleichnis, als für das Wollen und den Verkündigungsdrang der göttlich genannten dichterischen Macht. Das „Ueberirdische" selbst ist Gleichnis - nicht nur sein Bild -, und es zeigt auf den Dichter, in dem die Macht lebt und erfahren wird, der es sich als notwendiger Hinweis auf sie unterordnet.

II. Teil:

Dichtung als göttliche Bildungsmacht.

Zum Gottesglauben verbindlicher historischer Form und eben solchen Inhalts nimmt Paul Ernst eine große Ferne ein, obwohl für einen in sein Werk nicht tief genug eindringenden Verstand die Verführung bedeutend ist, ihn als einen Dichter und Denker christlichen Bodens anzusprechen. Der Stand des Menschen vor Gott in der christlichen Religion zum Beispiel prägt sich wesentlich aus in der vollkommenen Absolutheit Gottes dem Gläubigen gegenüber. Da der Gottesbegriff sich hier mit dem Wesen der absoluten Wahrheit und Vollkommenheit deckt, kann die Beziehung des Menschen zu Gott nur durch ein einziges, absolutes, allgemein-gültiges Gesetz geregelt werden. Die Maßstäbe des Verkehrs zwischen Gott und Mensch stehen fest durch eine einmalige Offenbarung Gottes, ein Sachverhalt, der natürlich die Dynamik der menschlichen Heilsbemühung nicht aufhebt, sondern lenkt.

Dagegen sieht Paul Ernst die Maßstäbe des Göttlichen in einem einzigen Menschen, dem Dichter, ruhen, der sie durch seine Anstrengung in einem stets neuen Akte gewinnt, frei und ungebunden, keinem Gesetz als dem der eigenen, schöpferischen Person verpflichtet. Die Selbständigkeit des Dichters vor Gott, die Gott schließlich zu einer rein menschlichen Schöpfung werden läßt, geht auch noch aus der Weise hervor, wie Paul Ernst sich nach dem unvergleichlichen Vorgang des Dichters die Menschen sonst auf Grund ihrer verschiedenen Wertanlagen in einer jeweils selbständigen Gottvorstellung denkt: „. . . jeder Gott ist wie der Mensch, der an ihn glaubt . . . erst der Mensch gibt seinem Gott den Wert, aller Wert liegt nur in deiner eigenen Brust" (Gespräche S. 282). Der menschlichen Weltbezogenheit mit ihrer Stufenfolge wertmäßig voneinander abweichender Weltbilder entspricht in der allgemeinen Gottbezogenheit eine gleiche Reihe wertmäßig sich unterscheidender Gottesbilder. Wie dort, so fühlt auch hier der Dichter für sich das Recht, das eigene Erlebnis dem fremden durch die Dichtung als höchstes Gesetz aufzuprägen. Natürlich gibt die Dichtung beides, Weltbild und Gottesbild, nicht gesondert, sondern eines im andern.

Gott bedeutet die Möglichkeit oder Tatsächlichkeit eines höchsten vollkommenen und wahren Seins, auch, oder gerade ohne das Zutun des Menschen: auf dieser Glaubensgrundlage ist die Kultur des christlich-religiösen, abend-

ländischen Geistes erwachsen. Paul Ernst schließt jedoch das lebendige Sein Gottes an die unerläßliche Vorbedingung der dichterischen Existenz an, deren Spannweite als Ursprung und Ausdruck des Göttlichen bestimmt wird. Vollendung, zu welcher der Mensch aufzusteigen vermag, wird darum von Paul Ernst als die Einsichtnahme darein umschrieben, daß das menschliche Dasein sich nur in Analogie zum Wesen der Dichtung auffassen läßt: „Ein Mensch, der an die äußerste Grenze der Vollendung gekommen ist, kann sein Leben als ein Spiel, eine Dichtung auffassen, in welcher Leid und Tod die Senkungen sind, welche mit den Hebungen zusammen den Vers ausmachen. Dann faßt er Gott als den Dichter, der das Leben dichtet, als den Künstler, aus dessen Fingern die goldenen Welten rollen" (Grundlagen S. 226).

Die Annahme, daß das Sein Gottes unlöslich in die persönliche Schau oder Schaffenskraft verwoben ist, scheint einem Relativismus sämtlicher Werte das Tor zu öffnen. Paul Ernst lehnt denn auch einen „Prozeß, etwa nach Art des Kanonisationsprozesses, welcher die Rangordnung bestimmt" (Gespräche S. 281), ab: „. . . einen solchen Prozeß gibt es nicht" (Gespräche S. 281). Die Beschuldigung des Relativismus gegen Paul Ernst ist nicht ausgeblieben, so in einem „erdachten Gespräch", wo der „Denker" fragt: „Sie sind Relativist?" und der „Dichter" ihm erwidert: „Relativist kann man nur sein, wenn man sich absolute Wahrheit wenigstens als möglich denkt. Aber ich denke überhaupt nicht, ich schaue nur. Ich denke also auch absolute Wahrheit nicht als möglich" (Gespräche S. 287). Ob diese letztere Entgegnung des Dichters allerdings den Einwand des Denkers entkräftet, möge dahingestellt sein; schließlich ändert auch die Art der dichterischen Schau im Gegensatz zum Denken nichts daran, daß diese Schau ihren Gegenstand in einem uneingeschränkten, ja absoluten Maße zu erfassen wähnt. Paul Ernst glaubt unerschütterlich an das Ergebnis seines dichterischen Schauerlebnisses, sowie an dessen Verbindlichkeit über das Einzeldasein des Dichters hinaus. Er fühlt sich mit Hilfe dieser selbständigen Geisteshaltung im wesensmäßigen Besitze Gottes; seine Schau ist unmittelbarer, religiös-dichterischer Akt, während ihm das Denken an die Mittelbarkeit eines endlichen, durch nicht zu überspringende Voraussetzungen beschränkten Weges gekettet bleibt. Darum sagt im Verzuge einer gegenseitigen Standortklärung der „Dichter" zum „Denker": „Es wird mir schwer, mit Ihnen zu streiten, denn wir befinden uns auf verschiedenen Ebenen. Sie befinden sich auf der Ebene, wo man durch Gedanken und Schlußfolgerungen zu festen, begreiflichen Ergebnissen kommt; ich befinde mich auf einer Ebene, wo man alles, das ist, in einem Bilde schaut. Sie können nicht mit mir streiten, denn entweder können Sie sich auf meine Ebene neben mich stellen, und dann schauen Sie auch, wir machen uns vielleicht gegenseitig auf Dinge aufmerksam, die unserem Blick entgangen sind; oder Sie können sich nicht neben mich stellen, und dann schauen Sie nicht. In beiden Fällen können Sie nicht mit mir streiten. Aber ich kann mit Ihnen streiten" (Gespräche S. 285).

Die Selbstverteidigung, die Paul Ernst wohl insgeheim dem Vorwurf eines ethischen und religiösen Relativismus entgegensetzt, ist der aus seinem künstlerischen Gottverständnis entspringende Herrschaftswille der Dichtkunst und die Ueberzeugung von ihrem wert- und weltbildenden Sinne. Durch das Zugeständnis einer persönlichen Gotterschaffung an jeden Menschen zerfällt zwar eine als allgemeinverbindlich und allgemeingültig vorgestellte göttliche Substanz in lauter Einzelgötter, die, gemessen an der höchstmöglichen Gottvorstellung, nur zerfließende Scheinbilder der absoluten göttlichen Wirklichkeit sind. Paul Ernst denkt aber nicht daran, dieser Weise der persönlichen Gotterschaffung eine grenzenlose Freiheit, dem Geiste jedes Menschen das Recht einer führungslosen Tätigkeit einzuräumen, das bedeutet einer Tätigkeit, die von einem höheren sinnbildlichen Beispiel absehen dürfte. Wie im Falle der Weltbildung geht auch hier der Dichter den Menschen bestimmend voraus; sie haben ihm zu folgen, und ihre Vereinigung mit Gott ist der Nachvollzug eines inneren Geschehens, dessen große Form der Dichter am sinnfälligsten erfüllt. Während er vom Dichter erwartet, daß er die Auserwähltheit zu seinem Beruf bezeuge, indem er durch seine Dichtung die Offenbarung ihres göttlichen Grundes leistet, verweist Paul Ernst die übrigen Menschen zum würdigen Selbstseinkönnen auf d i e Macht, der sie sich aussetzen, sobald sie zustimmend der Dichtung begegnen.

Aus dem göttlichen Ursprung der Dichtung wächst der Wille des Dichters hervor, den Menschen offen und bereit zu machen für die Aufnahme der dichterischen Welt, die ihm Gott verkündet. „Was ist denn der letzte Grund, weshalb ein Dichter dichtet? Er will über andere Menschen herrschen, sein Wollen, sein Sehnen ihnen auferlegen" (Credo S. 105). Dieser Herrschaftsanspruch des Dichters verlangt von ihm die Uebertragung des eigenen inneren Gottesreiches auf die Welten der Menschen, deren Subjektivität unter der Gewalt des Dichterwortes zur Anschauung der einen, vom Dichter erfahrenen göttlichen Wirklichkeit gebracht wird und durch die bedingungslose Annahme eines offenbarten Gesetzes ihr Gottesbild, sowie die entsprechenden Wertmaßstäbe empfängt. Wie stark Paul Ernst vom Glauben an dieses einzigartige Führungsrecht der Dichtung beseelt und besessen war, erläutert der folgende Satz: „Ich lebe in einer Welt, welche ich gedichtet habe, und meine Würde ist, daß alle späteren Menschen in meiner Welt leben müssen" (der „Dichter" zum „Denker", Gespräche S. 230). Nur wenn die dichterische Kraft als göttlicher Quell in einem auserwählten Menschen begriffen wird, kann die Selbsteinschätzung eines Dichters sich zu solcher Höhe emporwagen.

Der jetzige Stand der Ausführungen über die Weltbildung des Dichters bei Paul Ernst und das Ausfließen Gottes aus der Welt der Dichtung in das geistige Dasein des Menschen hat e i n e Klarheit erbracht: die Dichter schaffen Welt und Gott; beide Wesenheiten werden durch die Dichtung zu einer neuen Welt verschmolzen. Diese Welt verkündet sich vornehmlich in Bildern, mit deren Hilfe sie auf eine urbildende, im Dichter tätige Wirklichkeit zurück-

deutet. Was diese „göttliche", durch die Dichtung zum Ausbruch gelangende Wirklichkeit ist, bleibt weiterhin dunkel; nur soviel kann nun mit Sicherheit behauptet werden: der Glaube Paul Ernsts hält die dichterische für die unmittelbarste Weise des Zugangs zu Gott, der keine andere gleichkommt. Sie erzeugt, indem sie als formbildende Kraft nach außen wirkt, die Dichtung und gewährt mit ihr den Menschen die Möglichkeit, sich Gott zuzuwenden, was gleichzeitig besagt, daß sie dem Führungswillen und Herrschaftsverlangen des Dichters stattzugeben haben. Daß es sich dabei im Verstande Paul Ernsts um eine Herrschaft höchsten, also „unirdischen" Sinnes handelt, braucht nicht mehr hervorgehoben zu werden[1]). Als unberechtigt sei auch jeglicher Angriff auf Paul Ernst abgewehrt, der ihn dem Dichter die Rolle eines vornehmen Morallehrers innerhalb der leitungsbedürftigen Gemeinschaftsformen des menschlichen Daseins und der Dichtung eine moralisch-pädagogische Aufgabe vorschreiben sieht. Eher ließe sich der „Dichter" der Ernstschen Theorie als Priester einer höchsten, freien Sittlichkeit bezeichnen, die den Menschen durch das Mittel der Kunst mit einem unmittelbaren, durch kein zeitliches Sittengesetz behinderten Begreifen, Schauen oder Erahnen Gottes beschenken möchte. Das Geschenk des Dichters an die Menschen ist dem ähnlich, das ein König seinem Volke gibt, wenn er ihm mit Weisheit vorsteht, weil der Dichter wie der König mit ihrem Schenken nicht nur dem Zwecke des fremden Lebens dienen, sondern in erster Linie ihrem rätselhaften Selbstzweck folgen: unbekümmert um die tatsächlichen Wünsche und Forderungen der Menschen den eigenen göttlichen Beruf auszuüben. „Für den herrschaftlichen Menschen ist das Volk sein Werk, über dem er sich so gut vergißt, wie der Künstler über seiner Arbeit: weil er eben sein Volk ist, wie der Dichter sein Gedicht" (Grundlagen S. 44). Oder: „Staatskunst ist . . . wie die Dichtung göttlich-freie Tat"[2]). Der Bezug des Dichters auf Mensch und Gott ist ein zweifacher von Herrschaft und Dienst, in jeder seiner Handlungen von Ehrfurcht und Demut vor der Gnade des Schauen- und Schaffendürfens begleitet.

Es gibt für Paul Ernst eine vom Dichter gesetzte Rangordnung der Werte, in welcher der Dichter selbst als Führender und Setzender obensteht, soweit ihm überhaupt m e n s c h l i c h e s Maß zur Schau, Bestimmung und Verwirklichung der Wertgüter ausreichend erscheint. Die Ablehnung eines „Prozesses" der Wertbestimmung, einer Dogmatisierung der Werte, wird gleichwohl von ihm verfochten (siehe S. 5). Diese Ablehnung erstreckt sich auf jedes Unterfangen einer „objektiven" Wertordnung, die zu ihrer Voraussetzung nicht die schöpferische, weltbildende Grundverfassung

---

[1]) So sagt Paul Ernst von seinem eigenen Dichterleben: „... die Macht, welche ich erstrebte, war nie Macht von dieser Welt, die notwendig ihren Besitzer unfrei macht" (Jugender. S. 252).

Siehe auch Gespräche S. 166 ff. Das Gespräch „Unsterblichkeit" enthält eine Ausführung des Gedankens von der irdischen und der unirdischen Herrschaft.

[2]) Aus einer Selbstanzeige des „Kaiserbuches", abgedruckt im Jahrb. der P.E.G. 1936, S. 9.

eines Dichtermenschen hat, sondern von der festen Annahme ausgeht, daß ein bestimmtes System des Denkens und Glaubens mitsamt seinen „objektiven" und absoluten Gegenständen möglich und vorhanden sei, und dieses wiederum ein bestimmtes, unersetzbares System der Wertgesetze, der Wertstufung erfordere. So vertritt der von Paul Ernst geführte Kampf um den Vorrang der Dichtung gegenüber einem jeweils unerbittlichen Weltdeutungsanspruch von Philosophie, historischer Religion und Wissenschaft letzthin die Daseinsbelange eines selbstverantwortlichen Schöpfertums. Welt und Gott steigen als einheitliche Welt nur aus dem Schau-, Beschwörungs- und Gestaltungsvermögen des Dichters empor, so wähnt Paul Ernst. Daß selbst der Religion, so zum Beispiel auch mit besonderem Nachdruck dem Christentum, ihr Ursprungsort im Welt-Gottgefüge der weltwerdenden dichterischen Kraft zugewiesen wird, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig über die fast unvorstellbare Weite des Dichteranspruchs bei Paul Ernst[3]). Wenn denn Paul Ernst keine andere Objektivität erblickt als die Gottes[4]), andrerseits niemandem als dem Dichter gegeben ist, die göttliche Wirklichkeit durch Wort und Werk zu verkündigen, so muß die Objektivität Gottes aufs engste zusammenhängen mit der inneren Schaffensmacht des echten, frommen Dichtertums. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn Paul Ernst einzig diese Macht zum Gesetz erhebt – das neue Weltgesetze aus sich erzeugt –, da sie der Strom ist, der nicht nur Gott, sondern auch den Dichter durchfließt. Allein der zeugende Machtstrom der Dichtkunst gilt Paul Ernst im Vergleich mit den übrigen geistigen Verhaltensweisen des Menschen als angemessene Darstellung Gottes, wenn auch die Dichtkunst, die nur unvollkommene Mittlerin ist, die Bedeutung des Mittels nicht von sich abwerfen kann. Weil kein anderer Mensch den Grad der Innigkeit erreicht, der den Dichter mit Gott in einer schöpferischen Wirklichkeit vereinigt hält, heißt es von ihm: „Es ist wohl so, daß in jedem Dichter mit der Geburt ein neues Weltbild geboren wird, das er im Lauf des Lebens nur aus sich heraus zu holen hat; sein ungewolltes Erleben und sein bewußtes Bilden sind da tätig. Deshalb ist Leben und Schaffen eines Dichters eine Einheit, deshalb unterliegt das Leben eines Dichters höheren sittlichen Gesetzen als das Leben der gewöhnlichen Menschen. Wenn er die Fähigkeiten entwickelt hat, sein neues Weltbild andern Menschen darzustellen, dann wird er dichten. Was er dichtet, das ist immer richtig . . . Weil seine Gedichte sein neues, gottgewolltes, in ihn bei der Geburt gelegtes, im Lauf seines Lebens offenbartes Weltbild darstellen, deshalb ist er ein Gesetzgeber. Nach seinem Weltbild werden sich die künftigen Geschlechter bilden; er hat also die schwerste

---

[3]) Siehe z. B. Tagebuch S. 104: die Bibel als Dichtung!

[4]) Obwohl der Dichtergott Paul Ernsts nur Sein hat, weil der Dichter ist – und dieser Gott somit subjektiv entspringt –, und darum im Grunde so viele Götter wie Dichter sind, darf doch von einer objektiven Befindlichkeit Gottes in Hinsicht auf die Meinung Paul Ernsts geredet werden, da ihm Gott als Machtwirkung in jedem wahren Dichter über alle persönlichen Zweifel erhaben scheint.

Verantwortung zu tragen, eine schwerere, als irgendein anderer Mensch" (Jünglingsj. S. 105).

Der Stand des Dichters in der Weltsphäre des Göttlichen ist bei Paul Ernst vor allem bezeichnet durch die Freiheit von jeglichem Seinsgesetz, das der Dichter sich nicht selber entwirft und auferlegt. Da aber auch seine Dichtung zugegebenermaßen das Göttliche nicht zulänglich ergründet, sondern nur sein Fühlen erschaffend umbildet zu Welt, darf der Inhalt dieser Welt nicht dem Göttlichen gleichgesetzt, sondern muß ihm untergeordnet werden. Hier, bei der Unmöglichkeit, das Sein Gottes im Menschen durch eine irgendwie beschaffene Darstellung restlos ausdrücken zu können, eine vollendete Uebereinstimmung der innermenschlichen Wirklichkeit des Göttlichen mit einem menschlichen Geistgebilde religiöser, philosophischer oder künstlerischer Art zu erzielen, findet Paul Ernst seinen Ansatzpunkt für die Rechtfertigung des ungewöhnlichen Führungswillens der Dichter.

Abschnitt III:
Die hohen Sinnwerte der Dichtung.

I. Teil:
Dichtung als Ausdruck wahrer Sittlichkeit.

Die Vergleichung der Dichtkunst mit der Philosophie (soweit diese sich das Führungsrecht gegenüber dem Menschen zuspricht) und der historischen Religion, die Paul Ernst anstellt, fällt entschieden zuungunsten beider aus. Als Vergleichspunkt ergibt sich für Paul Ernst notwendig das Wesen des Sittlichkeitsbegriffes, da mit ihm sowohl Philosophie wie Religion das Handeln des menschlichen Geistes zu einer gesetzhaft umrissenen Bahn, zu einer sittengesetzlich bestimmten Tunsweise verpflichten, zum anderen aber auch die idealistische Dichtung in der freien sittlichen Emporbildung des Menschen ihren edelsten Zweck zu haben glaubt.

Durch die Ableitung des Sittlichkeitsbegriffes aus der Erkenntnis- oder Glaubensspitze desjenigen Systems, das ihn prägt – diese Spitze kann in der christlichen Religion nur die absolute, offenbarte Wahrheit Gottes bedeuten – wird das Gebot sittlichen Handelns zum Dogma, zur unbedingten, zweifelsfreien Richtschnur des Menschen. Dem entgegen beruft Paul Ernst sich auf ein undogmatisches, dichterisches Begreifen der göttlichen und der menschlichen Wirklichkeit. Der Mensch lebt vor allem geschichtlich, und des Menschen Gesetz macht der Mensch. Wie der Mensch sich im Dasein behauptet, so behauptet sich darin das Göttliche. „. . . die Werte selber sind Gott, das heißt, sie sind, wie sie sind, wie der vornehme Mann ein vornehmer Mann auch als Bettler ist und der Bettler ein Bettler auch auf dem Thron" (Gespräche S. 282). Der Mensch ist ein Gefäß der göttlichen Gnade, die immer wieder neu und immer wieder anders erfahren wird, bei welchem Vorgang der Mensch das Bild und die Wertwelt seines Gottes

in einem ewigen geschichtlichen Wechsel aus seiner eigenen Tiefe heraus schafft, frei setzt. Höchster, vorbildlicher Gleichnisfall dieser Beziehung des Menschen zum Göttlichen ist von allem Daseinsbeginn her der Dichter; seine ursprüngliche Begabung zu Wort und Bild haben dem Menschen als solchen erst die Möglichkeit zum Erlebnis Gottes erwirkt.

Den Dichter ermächtigt seine Erfahrungsweise des Göttlichen dazu, eine Welt aus dem Nichts des noch Gestaltlosen heraufzuführen in ein Geltungsgebiet geistiger Formen und Wirkungen, wo der Wert dessen, was scheint, nur bemessen wird nach dem, was ist, wofür es als Dichtung ein Zeichen sein soll. So soll die Dichtung, obwohl sie durch ihre Ausdrucksfähigkeit das Sein Gottes menschlich besiegelt und somit, bei folgerichtiger Ausdeutung der idealistischen These Paul Ernsts, es recht eigentlich erst zum Sein erweckt, doch weniger sein als das Göttliche, dem sie dient, und wegen dieses Momentes doch zugleich mehr als das, was sein zu dürfen sie vorgibt. Gerade diesen doppelten, transzendenten Sinn der Dichtung: wegen der Gesetzhaftigkeit, der sie als menschlich Gefügtes, als ein Scheingefüge unterliegt, dem Wandel der Endlichkeit zuzugehören, wegen des unbestimmbaren Zuges des Schöpfungsmals aber, den sie auch trägt, einer wandlungslosen Wirklichkeit erhabenen göttlichen Seins – diesen Sinn und die Einsichtnahme darein erklärt Paul Ernst zur Sittlichkeit der Dichtung und baut darauf die Wertwelt des Menschen, die nach Ernstschem Urteil einzig von ihr, der sich in ihrem Doppelsinne selber verstehenden Dichtung abhängen darf.

Die Verquickung der Dichtung mit einer allgemeinen Sittlichkeitsforderung an das Dasein des Menschen ist in der für Paul Ernst eigentümlichen Art eine wichtige Verständnisquelle für seine religiöse Heiligung des Dichteramtes. Daher ist es nötig, das knüpfende Band zwischen Dichtung und Sittlichkeit noch deutlicher aufzuzeigen, vor allem, warum Paul Ernst gerade die Dichtung in eine für die Gesamtheit der Menschheit ethisch verbindliche Führungsrolle hineindrängt. Die Dichtung als Ausdruck eines einzelmenschlichen, künstlerischen Daseinszustandes gibt mit ihrer sittlichen Verbindlichwerdung für den Menschen keineswegs ihren Kunstrang auf – was naheliegend wäre –, sondern bestätigt ihn für Paul Ernst noch mit ihrer sittlichen Eigenschaft. Wie Sittlichkeit zustande kommt, und was die Dichtung mit ihr zu schaffen hat, warum sie selber von wahrer Sittlichkeit zeugt und sie bewirkt: diese Fragen sind jetzt näher zu beantworten.

Das Wirken der als göttlich bezeichneten Kräfte jenseits der Schranken, die der Vernunft und ihren Begriffen jede Einsichtnahme verwehren, wird dem Menschen fühlbar durch sein Gewissen. Mit Hilfe des Gewissens geschieht eine besondere Erfahrung des Göttlichen; Paul Ernst betrachtet es als das Organ der Seele, das die Stimme Gottes vernimmt und in sittliche Handlung umsetzt. „. . . im Gewissen sind wir eng mit dem Göttlichen verbunden . . ." (Gespräche S. 306), „. . . das Gewissen ist eine der Kräfte, welche die Welt als eine Einheit zusammenhalten . . ." (Grundlagen S. 19). Die Auslegung des Gewissens durch Paul Ernst macht, wie auch alle seine

sonstigen Erklärungen geistiger Kräfte des menschlichen Daseins, die Grundvoraussetzung von der inneren Ungleichheit der Menschen, die im Falle der Gewissensauslegung nicht unbedingt eine Wertverschiedenheit besagen, sondern nur eine Feststellung über die verschiedene menschliche Selbständigkeit im Verhalten zu sittlichen Maßen sein will.

Auch hier, bei der Frage des Gewissens, wahrt Paul Ernst das Recht des schöpferisch begabten Menschen, dem sein Lebensgefühl einen ständigen Beweis dafür liefert, daß die Menschen keine feste, einheitliche Norm haben, sondern auf dem Wege zum Höchsten, zu Gott, die fürwirkenden, überlegenen Geister brauchen. „Eines ist wohl gewiß: daß Gott durchaus nicht Forderung eines jeden Gewissens ist; daß vielmehr nur die allerhöchsten Menschen die Weite des Herzens haben, daß die ‚Schauung' ‚Gott' überhaupt vor ihrem Auge sein kann. Wir dürfen uns da auch nicht täuschen lassen, wenn viele Menschen erklären, daß sie an Gott glauben" (Grundlagen S. 20). „Das Gewissen ist . . . eine ‚Kraft', die nicht inhaltlich bestimmt ist, die bei den Menschen ganz verschieden ist; wir wissen, ohne daß uns das bewiesen werden müßte, daß das Gewissen die eigentlichen, letzten Unterschiede unter den Menschen erzeugt, die Unterschiede von Hoch und Niedrig" (Grundlagen S. 21). „Es muß . . . in der Menschheit eine Vorrichtung geben, durch welche dem Gewissen Inhalte gegeben werden, die der geschichtlichen Veränderung angepaßt sind. Diese Vorrichtung in der Menschheit sind die schöpferischen Menschen" (Gespräche S. 308)[1]. Das Sinnbild des schöpferischen Menschen, seine eigentlichste Verwirklichung, ist natürlich der Dichter. Er muß durchdrungen sein von der Kenntnis dessen, was Paul Ernst hier die „geschichtliche Veränderung" des Daseins nennt, da er als Weltbildner am tiefsten dem Seinsgeheimnis zugeordnet ist, das Welt durch Welt in einem fortlaufenden Wechsel ablöst. Dadurch, daß nun der geschichtliche Weg des Menschen zu Gott in seinen einzelnen Abschnitten[2]) jeweils innig mit dem zeitlich-gültigen Wesen der Sittlichkeit zusammenhängt, ist nach Meinung Paul Ernsts die Sittlichkeit und die Gottvorstellung, wie auch die Weltbildung des Dichters nur unter strenger Würdigung des menschlichen Daseins als eines geschichtlichen zu betrachten. Indem er hier ansetzt, wirft Paul Ernst der Philosophie vor, sie berücksichtige mit den Versuchen ihrer Sittengesetzgebung nicht das geschichtliche Wachstum des Geistes, weil sie abgezogene Gesetzesinhalte, die nur von zeitlicher Dauer sein könnten, für ewig hielte. Damit will er nicht die Sittengesetzgebung als solche angreifen; diese bedeutet auch ihm eine Notwendigkeit. Aber er gewahrt bei geschichtlicher Rückschau auf die Daseinsbewegung des Menschen neben dem Aufstieg neuer Welten, die von der Dichtung geboren werden, gleicherweise den

[1]) Vom Verf. gesperrt.

[2]) Diese Abschnitte dürfen wegen ihrer sich aus sich selbst immer weiter fortzeugenden Lebendigkeit nicht als historisch genau bestimmbare Zäsuren vorgestellt werden.

Weltverfall, der jeder durch den Menschen geschaffenen geistigen Welt ihre Spanne Zeit beendet und sie münden läßt in eine ablösende Form. Dauernder Uebergang oder Ueberfließen jeder einzelnen Welt in eine andere sichert ihr eine unfaßbare Weise wesensmäßiger Fortdauer. Aus der Schau auf den Menschen als geschichtliches Wesen kehrt Paul Ernst mit dem Glauben zurück, daß Religion wie ihre Darstellung als Sittlichkeit ein immer Werdendes, sich Veränderndes und Wachsendes sind, die im Stromdrange ihrer unendlichen Möglichkeiten durch vermeintlich „ewige Gesetze" der Sittlichkeit nur gehemmt und beeinträchtigt werden.

Die Kritik Paul Ernsts an der praktisch-sittlichen Seite der Philosophie hat ihr Schwergewicht nicht in der Beanstandung des sittlichen Lehrgebäudes einzelner Philosophen. Mag auch das Dichterurteil Paul Ernsts, wenn es der Philosophie das Recht einer verbindlichen Sittengesetzgebung aberkennt, sich immer wieder gegen Kant wenden: Paul Ernst benutzt hier gewissermaßen Kant als verantwortlichen Stellvertreter der Philosophie, um an ihm die Wahrheit seiner persönlichen Dichterlehre von der Nichteignung der Philosophie überhaupt zur Leitung des Menschen zu erbringen. Einmal wirft Paul Ernst auf dem Wege über Kant gegen die Philosophie ein, daß ihr leicht ein verhängnisvoller Hang innewohne, auf dem gedachten Fundament einer allgemeinen Gleichartigkeit der Menschen ein System der Sittlichkeit aufrichten zu wollen, das der geistigen Befindlichkeit aller Menschen im gleichen Maße gerecht zu werden vermöchte. Wenn schon dieser Einwurf seine besondere Färbung durch die äußere Bezugnahme auf das Kantische Sittengesetz erhält, so enthüllt sich in ihm doch wieder ein echt Ernstscher Gedanke, der dagegen zielt, daß der Geist des Menschen sich selbständig außerhalb des Bereiches der Dichtung sittlich bestimmen will. Der Einwand ist in seiner Art eine Uebersteigerung, aber innerhalb der Ernstschen Weltsicht durchaus zutreffend: der Dichter ist ein Herrscher, und er allein hat, wie manchmal nur der König, die Einsicht in den geschichtlichen Gang der Menschheit und weiß, was ihr nottut. Darum ist mit seiner Ueberzeugung nur ein herrschaftliches Gesetz vereinbar, das die geschichtliche Wandlungsfähigkeit und Wandlungswirklichkeit des Menschen berücksichtigt oder zugrunde legt[3]). Dieses Gesetz wird nicht gewonnen im Blick auf die Menschheit als ein der Vernunft durchaus faßliches, stets in gleichem Sinne bedürftiges und zu lenkendes Ganze; es wird vielmehr geschaffen durch

---

[3]) Bezeichnend für die herrschaftliche Auffassung der Sittengesetzgebung bei Paul Ernst ist die Billigung, die das Staatsgebilde Platos bei ihm findet (siehe z. B. Grundlagen S. 552). Den auf Sittlichkeit ruhenden platonischen Staat stellt Paul Ernst sich nicht als einen dogmatisch-philosophischen Gesetzesentwurf vor, sondern als die „Staatsdichtung" eines aristokratischen Menschen. Die eigenmächtige und gewaltsame Entfernung Platos aus der Philosophie und seine Eingliederung in die Dichtung, die Paul Ernst damit übt (siehe auch Gespräche S. 272, sowie Zusammenbruch S. 258 f.), ist nur möglich, weil der Philosophie bei ihm eine eigentlich unschöpferische Rolle zufällt, im Gegensatz zu der Bestimmung der Philosophie als rangoberstem Schöpfertum, die Nietzsche, am deutlichsten im „Willen zur Macht", ausgesprochen hat.

Menschen, die sich der Verbindung mit Gott auf eine ausgezeichnete Weise teilhaftig fühlen und daraus das Recht folgern, ihre eigene, frei erbildete Welt als allgemeinen Zweck zu setzen.

Paul Ernst trennt das herrschaftliche Selbstgefühl des Dichter-Gesetzgebers von den Bemühungen der Philosophie um die Sittengesetzgebung durch die unüberschreitbare Kluft der göttlichen Berufung, die dem Dichter eigne, während das philosophische Verfahren ihrer notwendig ermangle. Der Dichter ist als ganzer Mensch in seiner Grundverfassung, in der leidenschaftlichen Zusammenwirkung aller Kräfte am Bau einer sittlichen Welt beteiligt. Er ist nicht angehalten zur reinen Verstandes- und Vernunfttätigkeit, aus der sich die Beschränkung der philosophischen Aussage auf die Endlichkeit des Daseins ergibt. Die freiwillige oder unfreiwillige Beschränkung der Philosophie auf eine im letzten Grunde sittlich entscheidungslose Sphäre des Daseins erklärt Paul Ernst aus dichterischem Eigenwillen zum Wesen der Philosophie. Sie verstößt ihm gegen die wahren Erfordernisse des Daseins, wenn sie mit ihrer Begriffswelt in das göttliche Gebiet der Sittlichkeit einzudringen wagt. Diese gehört dem Dichter. In ihm wirkt Gott, ohne daß er einen anderen Beweis dafür anzutreten hätte als die Erschaffung einer echten dichterischen Welt. Ob das unschematische Eigenleben der Philosophie von Paul Ernst bei diesen Unterstellungen nicht in einem unerträglichen Maße vergewaltigt wird, ob die Verurteilung der Philosophie zu einer Vernunftangelegenheit schlechthin noch ihr unendlich reiches Wesen trifft: diese Zweifel tauchen bei Paul Ernst nicht einmal auf, da das Schwergewicht des Glaubens an die göttliche Berufung der Dichter sie von vornherein einfach erdrückt und verhindert.

So kann denn der Dichter die Anbefehlung seiner Welt jenseits der üblichen Vernunftbedenken als die einzige Weise empfinden, wie wahre Sittlichkeit den Einlaß ins Dasein des Menschen gewinnt. „Ist es möglich, ein allgemeines Gesetz der Sitte zu finden, das ewige Gültigkeit hat, wie wir glaubten, daß das Kantische Gesetz habe? Wir müssen uns die Menschheit als einen breiten Strom denken, in dem einzelne Wellen aufblitzen. Die einzelnen Wellen haben Bewußtsein, der Strom nicht. Welche Torheit wäre es, wenn die einzelne Welle sagen würde: ‚Das Gesetz meines Fließens muß so sein, daß es das Gesetz des Fließens aller Wellen sein kann.' Das Gesetz ihres Fließens bestimmt der Strom, und ihre Sittlichkeit ist, das Bewußtsein davon zu haben. Welche Torheit wäre es, wenn eine Welle sagte: ‚Ich darf eine andre Welle nicht als Mittel für meine Zwecke gebrauchen.' Ihre Zwecke haben die Zwecke des Stroms zu sein, und wenn es nötig ist, so hat sie die anderen als Mittel für diese Zwecke, die nun ihre Zwecke sind, zu verwenden" (Grundlagen S. 574). Es ist also unverkennbar: ob der Philosoph einer außerdichterischen Sittengesetzgebung Kant oder sonstwie heißt, er dient jedenfalls der Absicht Paul Ernsts, jede von der Philosophie gutgeheißene und vorgezeichnete freie, sittliche Selbstbestimmung der menschlichen Person, wie sie im Sinne eines allgemeinen Uebereinkommens der

Vernunft liegen könnte, entschieden abzuwehren. Nur der Dichter bestimmt, was Sittlichkeit ist; er befiehlt sie sogar, indem er den Menschen als Mittel für „göttliche", dichterisch eingesehene Zwecke verwendet. Diese Zwecke sind in dem eben zitierten Gleichnis mit dem Gesetz des Stromes gemeint.

Die grundlegenden Unterschiede zwischen der philosophisch und der dichterisch erstrebten sittlichen Weltordnung sind demnach bisher bei Paul Ernst folgende. Die Philosophie will nicht ein Gesetz der Sittlichkeit, das bewußt in der Beschränkung bleibt, die ihm seine endliche Vorbedingung auferlegt, sondern sie will das zeitlose Gesetz der Sittlichkeit überhaupt. Die Richte ihres Suchens ist die Ueberzeugung von dem Sein einer für alle Menschen zutreffenden, unumstößlichen Wahrheit, unabhängig von Zeit und Betrachtungsart. Das Gewissen des Philosophen ist letzthin keine schöpferische Kraft; die Philosophie hat bei ihren Ansätzen, auch in der Sittengesetzgebung, objektive Gegebenheiten im Auge, sowohl was ihre gesuchten Ziele, als auch die Weise des Suchens betrifft. Diese objektiven Gegebenheiten sind aber für Paul Ernst nicht vorhanden oder eben nur bei „falscher" Auffassung des Daseins. „Es gibt kein Gesetz der Sittlichkeit, sondern Gott sagt einem Jeden, was er darf und was er nicht darf" (Gespräche S. 53). Es gibt nur die Gnade der inneren Gottwahrnehmung; die sittliche Beziehung, die sich von ihr aus in das Leben der Menschen richtet, wird geregelt durch ein künstlerisch-zeugendes Gewissen, das somit rein dichterisch-subjektiv bestimmt ist. Jedes Rechnen mit der Möglichkeit oder Sicherheit einer objektiven Wahrheit und die Ableitung von Sittlichkeitsbegriffen, die objektive Gültigkeit beanspruchen, aus dieser Grundeinstellung, ist im Vergleich zu der frei schaffenden göttlichen Kraft des künstlerischen Gewissens unstatthaft und unsittlich.

Die eindeutigsten Zeugnisse für diese Verbannung der Philosophie aus dem Bereiche einer möglichen, wahrhaften Sittlichkeit finden sich bei Paul Ernst und sie werden in ihrer dichterischen Einseitigkeit verstärkt durch die Austreibung auch der geschichtlichen Religion aus dem Raume der von ihr immer verfochtenen, wahrhaften Gottnähe. Die Philosophie ist unsittlich, weil sie sich eine Führungsrolle zumißt, die ihr wegen ihrer Gebundenheit an die Vernunft und ihre unzulänglichen Begriffsäußerungen nicht zusteht. Sittlichkeit ist Ausfluß religiösen Fühlens; die Philosophie hat keinen Zutritt zu ihr, weil sie nicht zur Religion gelangen kann. Was sie aussagt und mit Sittlichkeit verwechselt, ist nichts als Moral. „Am gefährlichsten ist die Verfälschung im Moralischen, weil hier Begriffe gesucht werden. Hier hat sich die tiefste Lüge der Menschen eingenistet, die Lüge, durch welche das Gewissen verfälscht und endlich vernichtet wird. Man glaube keiner Moralphilosophie und keiner Moral: da bereits ihr Werkzeug, der Begriff, notwendig im Umkreis des Diesseitigen bleiben muß, kann nie etwas anderes herauskommen, als ein Vertauschen diesseitiger Zwecke für jenseitige. Der Moralist ist der geborene Gottlose" (Grundlagen S. 71 f.). Der Dichter aber hat Religion, weil er die Stimme Gottes in sich verspürt;

ein Vorzug, den so im Beweissinne zu behaupten schon ein ungeheuerliches Selbstbewußtsein oder eine ihrer selbst vollkommen gewisse und sich einsichtige Frömmigkeit des Dichtertums vonnöten ist. „Religion liegt jenseits unsrer Einsicht. Eine der Kräfte, durch welche wir mit diesem Jenseitigen verbunden sind, ist das Gewissen. Das Gewissen kann deshalb auf keine Weise verstandesmäßig begrenzt oder bestimmt werden, es ist eine uns ewig unerkennbare Kraft; und nicht das ist deshalb die sittliche Aufgabe, eine formale Bestimmung des Begriffs des Sittlichen zu finden und nach dem Gesetz, das uns diese Bestimmung auferlegt, zu handeln; sondern wir müssen uns unser Gewissen frei halten von den Lügen unsres Bewußtseins. Das ist nicht mehr eine gedankliche Arbeit, sondern eine Arbeit von Kräften, welche jenseits der Grenzen liegen; und die eigentlichen, tiefsten Unterschiede der Menschen bestehen darin, wie weit sie diese Arbeit leisten können. Hat man das eingesehen, und will dann noch Führer haben, so wird man verstehen, daß nun nicht mehr Philosophen führen können: die Philosophen müssen ihr Amt hier den Dichtern abtreten" (Grundlagen S. 69 f.)[4].

Von dem Angriff Paul Ernsts auf die Philosophie läßt sich der auf die Erscheinung der geschichtlichen Religion nicht abtrennen. Ihr im Verein mit der Philosophie wird die folgerichtige Weiterentwicklung des Gedankens, das Sittlich-Religiöse gehe nur aus dem dichterischen Erfühlen Gottes hervor, entgegengehalten. Auch die Religion macht sich einer Verfälschung der echten, religiös-sittlichen Substanz schuldig, sobald sie über die unsichtbare, persönliche Zwiesprache des Menschen mit Gott hinausgreift und Gesetzesreligion wird; das heißt sobald sie um ihres Daseins in der irdischen Welt willen die zeitlich-geschichtlich bedingten Inhalte ihrer Lehre mit dem zeitüberspannenden, wirklichen Sein Gottes gleichsetzt. Jedes Zugeständnis religiös-sittlicher Innerlichkeit aber an die Religion als irdische, gesetzbegrenzte Einrichtung bedeutet Gott gegenüber eine Aberkennung seines unendlichen, begriffslosen Wesens. Die dichterische Erfahrungsart besagt das genaue Gegenteil der mit dem Inhalt ihrer Heilsgesetze unlöslich verflochtenen, geschichtlichen Religion: die Unfaßbarkeit und Größe Gottes besteht in seiner Verschlossenheit jedem Gesetz gegenüber, wie auch die Philosophie das Wesen der Sittlichkeit nicht in einem Gesetz einfangen kann. Mit der Dichtung bestätigt sich aufs großartigste diese Unfaßbarkeit Gottes; die Dichtkunst schafft das Gotterlebnis so viele Male neu und stets anders aus sich heraus, so viele der großen Dichter im unabsehbaren Flusse der Geschichte auftauchen. Aus diesem geschichtlichen Wandel des Gottesbildes, hinter dem der eine, unvergängliche Gott der Dichter lebt, entnimmt das künstlerische Gewissen seine Gewißheit, daß der Reichtum göttlicher Seinswirklichkeit eine nie abbrechende Auferstehung im herrscherlichen, gesetz-

---

[4]) Vom Verf. gesperrt.

verachtenden Dichtergeiste fordert. „Jeder wirkliche Dichter, das heißt, jeder Dichter, der mit dem Jenseitigen verbunden ist, weiß, daß Gott durch ihn spricht, wie er durch das Gewissen spricht, daß er Nichts zu tun hat, als seinen ganzen innern Menschen ruhig zu halten, damit er die Stimme Gottes in sich hört" (Grundlagen S. 70 f.). „Gott offenbart sich in unsrem tiefsten Innern, in der leisesten Sprache. Alles Moralische und alles geschichtlich Religiöse ist eine Umsetzung dieser innern Worte Gottes in Worte der Menschen. Bei dieser Umsetzung kommt notwendig eine Verfälschung: eine Verfälschung dadurch, daß wir nicht wissen, wie weit die Grenzen des Einzelwesens gehen, sowie dadurch, daß ungesprochene Worte Gottes sich nicht glatt in die gesprochenen Worte der Menschen übersetzen lassen" (Grundlagen S. 71). „Die geschichtlichen Religionen suchen durch Mythos, durch Dichtung die göttliche Sprache in menschliche umzusetzen. Es mag ihnen das in hohem Grade gelingen: die Gefahr wird dann immer sein, daß dieser Mythos falsch aufgefaßt wird, falsch, nämlich begrifflich . . . Sobald man aber die Dichtung begrifflich auffaßt, dann führt man notwendig die Menschen in Lüge, indem man ihnen etwas Menschliches als Göttliches gibt" (Grundlagen S. 72)[5]). Religion mitsamt ihrer geglaubten Offenbarung als ein im Dichter entsprungener Mythos oder dichterische Sage, deren ursprüngliche Herkunft aber vergessen worden ist und später als lautere, absolute Verkündigung Gottes verstanden wird: der Gipfel, auf dem nach dieser Ausdeutung geschichtlicher Religion der Dichter steht, hat eine schwindelerregende Höhe. Auch Philosophie und Religion haben diese Höhe inne, wenn sie, wie die Philosophie an die Möglichkeit eines ewigen, absoluten sittlichen Gesetzes, oder wie die Religion an den Besitz einer unveränderlichen, endgültigen Gotteserkenntnis glauben. Wegen der Starre jedoch, die jeder dieser Geisteshaltungen eignet, erst als Keim, dann mit tödlicher Sicherheit weiterwachsend, erliegen sie beide dem richtenden Wandel der lebendigen Geschichte, wie Paul Ernst in seinen sämtlichen Arbeiten zur Kulturkritik immer wieder leidenschaftlich zu erweisen sucht. Wohl ist das Göttliche als Forderung an den Menschen ein Absolutes, doch die Befähigung des Menschen zu ihr verhält sich ihrer Natur nach als geschichtliche Kraft; der Mensch legt den Grund zu dem Verhängnis eines jeweiligen Abfalls von Gott und dem Wesen wahrer Sittlichkeit, sobald er sich selber für mächtig hält, ein absolutes Gesetz zu formen.

Sittengesetzgeberische Philosophie und Gesetzesreligion haben zur Voraussetzung eine unheilvolle Verkennung menschlicher Grenzen. Die Sittlichkeit des höheren Menschen besteht darin, Gott gegenüber als frei Schaffender aufzutreten. Er hat das Göttliche nach dem Anspruch der Gewissensstimme aus sich herauszubilden und stets der wandelbaren Unzulänglichkeit der menschlichen Bilder vor der Wirklichkeit Gottes eingedenk zu sein. Dieses tut nach Meinung Paul Ernsts nur der echte D i ch t e r , und weil

---

[5]) Siehe auch S. 51 der Arbeit.

er mit dem Bewußtsein von der geschichtlichen Ablösbarkeit des eigenen Werkes durch ein anderes verfährt, darum ist er geschützt vor dem Sturze von der Höhe seines selbstverliehenen Ranges in einen Abgrund, worin schließlich jede titanische Ueberhebung des Geistes ihr Ende findet. Die schöpferische Sittlichkeit, das freie sittliche Handeln nach dem persönlichen Gesetz innerer Begabung, wird somit nur wenigen Menschen zugesprochen. Da diese, die Dichter, sich zur Leitung aller anderen auserlesen fühlen, würden auch sie aus Zweckmäßigkeitsrücksichten an ein absolutes Gesetz gebunden bleiben, wenn es nicht eben der Dichtkunst gelänge, vermöge ihrer besonderen Verwandlungskraft auf das Transzendente nur hinzuzeigen und damit schon dem Zwecke der höheren Sittlichung des Menschen auf fruchtbare Weise zu dienen. Paul Ernst zweifelt nicht im geringsten am Erfolge des Dichters bei den Menschen, weil der Dichter mit der Wahrnehmung seiner künstlerischen Gewissensstimme und der Unterstellung seines Werkes unter ihren Befehl die unerkennbaren Pläne Gottes empfängt und weitergibt. „Gott legt ihm [dem Dichter] in das Herz, was er allen Menschen sagen soll, und die Menschen gehorchen seinen Befehlen, früher oder später: sie gehorchen so treulich, daß sie ihren Gehorsam gar nicht als Gehorsam bemerken, sondern frei zu handeln glauben" (Grundlagen S. 531).

Paul Ernst belehnt die Dichtung mit der höchsten Würde des Welt- und Gott-Erschaffens, wie er sie andrerseits in einer natürlichen und notwendigen Demutshaltung vor dem unausdrückbar Göttlichen wissen will. Die Dichtung verweist auf den göttlichen Geist als die oberste Macht und Idealwirklichkeit, indem sie seine Ausstrahlungen in die geschichtlichen Bilder faßt; sie maßt sich dagegen nicht an, den Gott aller Zeit in ihren Bildern verkünden zu wollen, sondern gewissermaßen nur Brechungen einer ewigen Lichtquelle im dichterischen Kristall. „Gott wandelt sich nicht, es wandeln sich nur die Bilder, unter welchen er den Menschen erscheint und die Gefühle, mit denen er aufgenommen wird" (Gespräche S. 294). Der Dichter hat, wenn er Gott in einem Bilde schafft, bewußt nur eine Möglichkeit des unendlichen Wesens erfüllt, nicht aber seine ganze Wirklichkeit ausgeschöpft. Er hat eine geschichtlich bedingte dichterische Welt an die ewige Substanz angeschlossen. Philosophie und Religion der von Paul Ernst verneinten Art dagegen begehen den Verstoß gegen das Absolute, seine Inhalte mit dem Inhalt ihrer Systeme für weitgehend wesensgleich zu halten, während die dichterische Sittlichkeit Freiheit des Menschen vor Gott und Freiheit Gottes oder des Absoluten von jeglichem System befürwortet. Sie verstellen die Freiheit des Menschen Gott gegenüber; sie unterbinden die selbständige Schöpferkraft des Menschen, von der sein Verhältnis zu Gott getragen sein muß. Diese sittliche Kraft ist es, welche Paul Ernst durch die undogmatische Dichtung zum unfragwürdigsten und überzeugenden Symbol erhoben wähnt.

Er bewegt sich hier freilich, wie überall, wo er für sachliche Erörterungen die göttliche Sendung des Dichters als unfragliche Gegebenheit voraussetzt, auf einem gefährlich schwankenden Boden. Gefährlich insofern, als er

Religion und Philosophie wegen der möglichen Absolutheit ihrer Gesetze der Unsittlichkeit bezichtigt, während er sich in diese theoretische Auseinandersetzung mit dem absoluten Vordersatz von der Offenbarung Gottes im Dichter hineinbegibt. Zwar will er die Dichtung als solche nicht im absoluten Sinne als göttlich verstanden wissen, aber absolutes Gesetz bedeutet für ihn die unmittelbare Teilnahme des Dichters am göttlichen Wesen. „Zu allen Zeiten hat der wirkliche Dichter . . . sich Gott verbunden gefühlt. Diesem Uebereinstimmen der Jahrtausende muß man glauben"[6]) (Grundlagen S. 531). Nun ist dieses Ausspielen des „consensus" über die Vorzugsstellung des Dichters vor Gott gegen jede außerdichterische, gottzugewandte Organisation des Geistes eine äußerst zweischneidige Sache. Gegen den Einbau des unbezweifelten Sendungsglaubens in die dichterische Theorie ist an sich nichts einzuwenden. Auch nicht gegen die Tatsache, daß das letzte Wort in den wesentlichen Entscheidungen des Dichters über Welt und Gott nur dieser Glaube redet. Da Paul Ernst sich jedoch überhaupt auf eine gedankliche, und nicht künstlerische Beweisführung gegen Philosophie und Religion einläßt, also den reinen dichterischen Bekenntnisboden verläßt, gibt er sich selber andere, leichtere und weitere Voraussetzungen als den bekämpften Geisteshaltungen, sobald er seinen Glauben als absolute theoretische Beweismacht verwertet. Weil seine Aussagen sich im Grunde im gleichen Wahrheitssinne für beweiskräftig halten wie die von ihm abgelehnten philosophischen Schlüsse und Dogmen der Religion, haftet ihnen der oft so unerträgliche Beigeschmack schrankenloser Anmaßung an. Der Glaube des Dichters an sein Amt gerät in die Gefahr einer heillosen Versteifung, da er die vermeintlichen Gegenstellungen und Widerstände des Geistes anderer Art im falschen Gebrauche derjenigen Mittel abzutun sucht, die er als Aeußerungen des anderen Geistes nicht gelten lassen will.

Wohlgemerkt: die Errichtung einer dichterischen Gedankenwirklichkeit auf der Grundlage einer inneren, persönlichen Erfahrung oder eines gefühlsmäßigen Wissens braucht keine Bedenken hervorzurufen. Jeder Glaube erzeugt sein besonderes geistiges System (auch wenn er gegen die Systeme Sturm läuft), das sich durch Wirkung seines religiös-lebendigen Grundes dem Urteil der erkenntnisgebundenen Vernunft einfach entzieht. Gerade die Kunst gäbe als höhere Seinsmöglichkeit des Menschen ihr Wesen auf, wenn sie sich der Botmäßigkeit eines zweckbezogenen Denkens ausliefern würde. Deshalb ist ihre stärkste und erfolgreichste Waffe im alten Streit um den Wert der verschiedenen Schaffensweisen des Geistes nicht die mittelbare Erscheinung ihres Grundes: das Kunstdenken, sondern die unmittelbare: die Kunstleistung selber. An ihr scheiden sich die Menschen in Zustimmende oder Ablehnende; sie zwingt den einzelnen in ihren Bann, entläßt

[6]) Vom Verf. gesperrt.

ihn ungerührt oder als ihren Widersacher. Dem Kunstwerk, wie es ist, kann der Streit der Meinungen nichts anhaben; es bleibt bestehen als Anlaß immer neuer Entzündung. Das Kunstdenken dagegen hat wegen seiner Angewiesenheit auf sehr bedingte Verständigungsmaßstäbe aus der rationalen Gewöhnung des Geistes seinen Platz in einem weniger zufallslosen Raum. Da das Unterpfand dichterischer Verkündigung in ihr selber und nicht in der Aussage über sie liegt, tut letztere gut, sich wissend vom Geheimnis der dichterischen Besonderheit nur tragen zu lassen, ohne sich ihrer allzu ausdrücklich als feststehender Größe innerhalb einer gedanklichen Zwecksetzung zu bedienen.

Den tiefen Unterschied zwischen dem wirklichen Glaubensgrunde und den Versuchen seiner theoretischen Glaubhaftmachung beachtet die Feststellung Paul Ernsts, daß Theorie für sein Ziel durchaus ungenügend sei. Es ist jedoch nicht mehr im Sinne dieser Feststellung, wenn innerhalb der theoretischen Auseinandersetzung das Unbekannte des dichterischen Glaubensgrundes als zulänglich behandelt wird, die Absolutheiten „fremder" Geisteshaltung als unfromme, starre Selbstsetzungen und Mißdeutung der ursprünglich freien Stellung des Menschen vor Gott zu erklären. Das, was Paul Ernst dem Absolutheitsanspruch phisosophischer oder religiöser Systeme entgegenhält: eine lebendige, sittlich-entscheidende, göttliche Macht, wird vom Dichter in sein Gegenteil, in die gleiche, bekämpfte Absolutheit verkehrt, sobald er mit seiner Hilfe in einer theoretisch, also nicht künstlerisch begonnenen Beweisführung, die letzte, gedanklich nicht zu bewältigende Lücke schließt. Die kunstzeugende Ergriffenheit des Dichters vom göttlichen Sein im Widerspruch zu einer dogmenmäßigen Befangenheit von Philosophie und Religion: diese Frontwendung der Kunst ist natürlich und in sich ungebrochen als reine Konfession. Bittet sie jedoch um theoretisches Gehör und legt sie sich theoretisches Gewicht bei, indem sie Philosophie und Religion unter Anwendung der Vernunft aburteilt, sich selbst aber den Vorzug des unverpflichteten Außerhalbstehens gewährt, so kann sie nur schwerlich dem Vorwurf der Unfolgerichtigkeit und blinden Eigenliebe entgehen. Wo die Dichtung durch ihre Kunstleistung selber zugleich höchsten sittlichen Anspruch und höchste Erfüllung darstellt, bestimmt sie ihren Wertrang unabhängig von jeder Polemik. In der Einlassung auf das Gesetz der Polemik dagegen wird sie schwerlich die Frage nach dem echten Ring lösen können, ohne die von der gedanklichen Auseinandersetzung gebotenen Grenzen zu überschreiten, was aber ein Hinfälligwerden des gesamten theoretischen Frageansatzes bedeutet.

Jenseits dieser Grenzen hebt das Reich der Dichtung an mit der Zuordnung auf die göttliche Wirklichkeit, die Paul Ernst an ihm verehrt; so kann seine Vergleichung der Dichtung mit den anderen wesentlichen Erscheinungs- und Selbstdarstellungsweisen des sittlichen Geistes nur soweit ernst genommen werden, wie der dichterische Gedankenbau in seinen Aussagen von einem wahrhaft dichterischen Vermögen und Vollbringen gestützt wird. Von dort aus wird einmal das Denken Paul Ernsts über die Be-

deutung der Dichtung als einziger sittlicher Führungsmacht des Menschen in der besonderen geschichtlichen Hinsicht auf Paul Ernst einen gerechteren Schiedsspruch erfahren, als er heute vielleicht, bei allzu großer Zeitnähe seines gesamten Werkes schon möglich wäre. Diese letzteren Ausführungen bezwecken nichts weniger, als den Eindruck zu erwecken, Paul Ernst habe nicht den Beweis für den hohen Sinn der Dichtung ausschließlich in ihr selber gesehen; es kann aber gerade um dieses ursprünglich bei ihm vorhandenen Bewußtseins willen eine Fehlkonstruktion in seinem Denken nicht umgangen werden, die geeignet ist, eine berechtigte dichterische Einsicht ins Unrecht zu setzen.

II. Teil:
Dichtung als Wahrheit.

Um die Ueberzeugung Paul Ernsts von dem einzigartigen sittlichen Vorrang der Dichtung von einer weiteren letzten Seite her zu zeigen, ist es nötig, noch kurz auf das Verhältnis des Dichters zur Wahrheit einzugehen. Allerdings wurde in den bisherigen Ausführungen über die Dichtung als sittliche Macht bei Paul Ernst schon dauernd eine Berührung zwischen Sittlichkeit und Wahrheit indirekt sichtbar; die bereits geschilderte, heftige Abwehr eines Absolutheits- und Wahrheitsanspruchs von Philosophie und Religion durch den Dichter hatte zur Voraussetzung die innige Verwandtschaft des dichterischen Sittlichkeitsverständnisses mit dem dichterischen Wahrheitsbegriff. Es wird sich sogar herausstellen, daß beide dasselbe meinen und sich völlig miteinander decken.

Die unüberwindliche Abneigung Paul Ernsts gegen die Annahme der Möglichkeit, es ließen sich vom Menschen absolute oder göttliche Werte auffinden und zum Zwecke dauernder geistiger Besitzergreifung in eine wesensgerechte begriffliche Darstellung bringen, hatte sich aus einer eigentümlichen Anlage des Künstlers erklärt. Ihm genügt die innermenschliche Wirkungskraft des Unbegreiflichen als solche schon zum Beweise seiner Wirklichkeit. Alle geschichtlichen Unternehmen, das innere Erlebnis von einer höchsten Wert- und Sinnsphäre in Gesetze umzumünzen, wie diese sei oder sein müßte, waren von Paul Ernst als in ihrem Grunde unsittlich zurückgewiesen oder als nur sehr bedingt gültig anerkannt worden. Die Versuche der Religion und Philosophie, sich in den Besitz eines vermeintlich Absoluten zu setzen, waren ihm als Anmaßung erschienen, die das Gegenteil von dem, was sie eigentlich wollten, zur Folge hatten: eine menschliche Verengung und Abschwächung des Göttlichen, ein ständiges Verfehlen des absoluten Wesens, das in Begriffe nicht eingehen kann, ein Verwechseln beschränkter menschlicher Sinngebung mit dem unfaßbaren Sinn des „Jenseitigen".

Das von Paul Ernst vertretene dichterisch-religiöse Verhalten des Menschen dagegen glaubt sich frei von einer Auffassung der göttlichen Wirklichkeit, welche die ursprünglich fromme Teilnahme des Geistes an ihr

in starre, allgemein verbindliche Sinndeutungen, in Dogmen überführt. Von seiner Dichter-Erfahrung herkommend sagt Paul Ernst: „Das Göttliche ist göttlich nach eigenem Recht; es sucht seine Formen nach irgendwelchen Gesetzen, die wir wohl nie kennen werden, denn ihre Untersuchung ist zu gefährlich, sie führt in die Lüge" (Gespräche S. 283). Was daraus für die Dichtung folgt, ist unschwer zu verstehen. Dichtung hat sich um *Wahrheit*, um die ihr als oberster Kunstgattung gemäße Sittlichkeit zu bemühen. Unter Unsittlichkeit des zum religiös-sittlichen Handeln erkorenen Geistes hatte Paul Ernst dessen Selbstberuhigung bei absoluten Glaubenssetzungen, denen die Einsicht in ihre menschliche Bedingtheit mangelt, begriffen. Als Idealfall wahrhaft schöpferischer Frömmigkeit, die sowohl die Bedingtheit des Menschen wie die Unbedingtheit Gottes unwillkürlich berücksichtige, war die Dichtung von ihm bezeichnet worden. Das Sein Gottes wird dem Menschen zugänglich in einem ganz persönlichen Erlebnisvorgang, als dessen Zeugnis bei besonderer Begabung des Menschen Dichtung entsteht. Die unendliche geschichtliche Mannigfaltigkeit des Erlebnis- und Schaffensaktes spiegelt sich in einer entsprechenden des dichterischen Ausdrucks, den sie annimmt. *Dieser Ausdruck ist nun insofern Wahrheit, als er mit sich selbst das göttliche Sein nicht gleichsetzt, sondern das eigene Recht des Göttlichen auf menschlich unberechenbare Formwerdung wahrt.* Das heißt: weil die Wahrheit Gottes vom Menschen aus betrachtet in der Unendlichkeit ihrer Möglichkeiten besteht, die Dichtung nach Paul Ernst aber nichts anderes zu sein hat als ein Hinweis auf diese grenzenlose Fülle des göttlichen Wesens, darum hat sie Wahrheit. Der Mensch erfährt nicht *die* Wahrheit; was er dafür hält, ist jeweils seine eigene, an bestimmte Voraussetzungen geknüpfte, die er im Unverständnis seiner menschlichen Gebundenheit mit der Wahrheit schlechthin vertauscht. Daher spricht Paul Ernst von dem Wissen, „daß ein jeder Mensch seine eigene Wahrheit hat, die von der Wahrheit jedes anderen Menschen verschieden ist, wie die Welt des Regenwurms verschieden ist von meiner Welt" (Gespräche S. 293 f.). „Die Wahrheit ist . . . etwas Verschiedenes auf den verschiedenen Ebenen des Lebens . . ." (Gespräche S. 143). So machen Religion und Philosophie sich denn schuldig, wenn sie unter Nichtbeachtung des menschlichen und persönlichen Grundes ihrer kühnsten Gedanken an diese als zulängliche Aussagen über Gott oder einen absoluten Wertbereich des Seins glauben. Sie verstoßen damit gegen die Wahrheit Gottes, die ein unlösbares Rätsel bleibt, aber gerade darin als Wahrheit von sich und für sich überzeugt. „Jede Glaubenssetzung ist eine Lüge, und jede Lüge vergewaltigt, denn nur die Wahrheit hat die gelassene Kraft, daß sie ruhig abwarten kann, ob die Leute zu ihr kommen" (Gespräche S. 262).

Wie oben schon festgestellt wurde, preist Paul Ernst nur die Dichtung als Ausdruck der Wahrheit. Ihre Sittlichkeit ist also, wahr zu sein, wie ihre Wahrheit bedeutet, der Wahrheit Gottes keine Gewalt durch falsche Be-

griffe anzutun, sondern sie dergestalt zu verstehen, wie sie nicht anders vom Menschen verstanden werden kann und darf: „. . . was ist Wahrheit? Sie ist nicht, sondern sie wird, und sie wird jedesmal neu und anders" (Grundlagen S. 61). „Es gibt nicht die Wahrheit, es gibt nur ein Anpassen der Menschen an ihre übermenschlichen, gottgewollten Ziele" (Grundlagen S. 580). Gott, welcher die Wahrheit ist, erscheint dem Menschen nur im Mittel einer innerlichen Wahrnehmung, für die Paul Ernst vielfach die Bezeichnung „Offenbarung" verwendet, ohne jedoch zu versäumen, den vorwiegend passiven Bezug, in dem bei diesem Worte der Mensch herkömmlich meistens vorgestellt wird, in einen aktiven, selbständig schaffenden umzuändern. Daß dieser erschaffende Bezug des Menschen auf Gott letzten Endes bei Paul Ernst nur eine Eigenschaft der Künstler ist oder gar eine solche n u r des Dichters, ist einwandfrei aus seinen theoretischen Aeußerungen zu entnehmen und in unserer Darstellung wiederholt hervorgehoben worden. Die Dichtkunst wird schließlich Gotteszeichen einer „gesetzesfreien" Religion, deren Priesteramt die Dichter versehen, während die Dichtung selber den Zweck hat, den Menschen in der angemessenen Erkenntnis der göttlichen Wahrheit zu halten; das bedeutet: die Dichtung muß ihm zeigen, daß die göttliche Wahrheit eine fruchtbare, schöpferische Frömmigkeit des Menschen erfordert, weshalb ihr mit der vom Dichter erforschten Wandelbarkeit der Bilder, die nichts als Wegweiser zum Göttlichen – dynamische Metaphern – sein wollen, am besten gedient ist. In ihrer geschichtlichen Offenheit für eine fortwährende lebendige Empfängnis des göttlichen Geistes ist die Dichtung w a h r , weil diese Offenheit nicht die Gründung eines Systems mit dogmatischem Wahrheitsanspruch zuläßt, sondern in den Menschen die Fähigkeit pflanzt und fortpflanzt, das Wesen der göttlichen Wahrheit demütig als ein ewig Unerkennbares zu begreifen.

In einem „Gespräch" richtet der „Dichter" an den „Philosophen" die Worte: „. . . ich habe die tiefe Gewissensangst vor der philosophischen L ü g e in allen Dingen; sie ist es, die mich zum Dichter gemacht hat, denn W a h r h e i t – die Wahrheit, welche Sie wollen, nicht die nüchterne männliche Wahrheit der Wissenschaft, sondern die h ö h e r e g ö t t l i c h e W a h r h e i t – W a h r h e i t i s t n u r i n d e r D i c h t u n g" (Gespräche S. 271)[1]. Mit der „philosophischen Lüge" meint Paul Ernst jene Absolutsetzung bedingter, nur auf dem Boden ihrer Voraussetzungen wahren Ergebnisse des Denkens. Unter diese Lüge fällt für ihn im übertragenen Sinne natürlich auch noch die Religion, soweit sie sich an f e s t e Heilswahrheiten klammert. So paradox es sich nun anhört: die göttliche Wahrheit ist deshalb nur in der Dichtung zu finden, weil Dichtung n i c h t göttliche Wahrheit sein will, sondern n u r der Widerschein Gottes im Menschen. Das wechselnde, ernste Spiel dieses künstlerischen Reflexes verbürgt das Sein der göttlichen Lichtquelle, indem es sich auf Gott zwar als die zum Schaffen a n t r e i b e n d e ,

---

[1]) Vom Verf. gesperrt.

aber durch menschliches Erschaffen nie gänzlich ausdrückbare Macht bezieht. Während Paul Ernst in jedem historischen, gesetzbestimmten Annäherungsversuch des Menschen an Gott ein verstecktes Bewußtsein (die Lüge!) tätig sieht, sich des Gott-Wesens schon irgendwie für alle Dauer vergewissert zu haben, als läge das göttliche Sein in gewisser Bestimmbarkeit innerhalb der Reichweite menschlicher Erkenntnismittel, verpflichtet er die Dichtung Gott gegenüber auf eine Aufgabe mit der Lösung im Unendlichen. Das Wissen der Dichtung von Gott ist ihr Nicht-Wissen, welches aber den beständigen Kampf des formenden Dichtergeistes um das Göttliche nötig macht. Das Göttliche ist somit eine nur im künstlerischen Hervorbringen begriffsfrei zu erfahrende Wirklichkeit. Diese Auffassung von Gott, die Paul Ernst dem Dichter vorschreibt, darf mit Recht eine poetisch gefühlte Umprägung des alten Begriffes der „docta ignorantia" genannt werden. Dichtung als Ausdruck höchstmöglicher menschlicher Sittlichkeit und Wahrheit besagt, um diese Tatsache in einer Zusammenfassung nochmals zu wiederholen: frommes Verständnis der göttlichen Wirklichkeit als einer unendlichen Aufgabe und der Dichtung als einer unendlichen Lösung.

Die Folgerungen aus dieser Anschauung, die der Urheber der Dichtung auf ihren Empfänger überträgt, kann nur so lauten: Dichtung ist die alleinige würdige Führungsmacht des Menschen zu gottbezogenem Sinn und Handeln. Paul Ernst sagt denn auch deutlich genug: „Zu den wichtigsten Führern gehören die Dichter; wenn man das Wort ‚Dichter' in seinem höchsten Sinn nimmt . . ., so sind sie überhaupt die wichtigsten"[2]) (Credo S. 340). Ferner an gleicher Stelle: „Die allgemeine Aufgabe des Menschen, die er in allen Zeiten erfüllen muß, ist, zu Gott zu kommen. Erfüllt er diese Aufgabe nicht, dann ist sein Leben ohne Inhalt, dann verkümmert er in irgendeiner Weise. Die besondere Aufgabe der Zeit ist, diese allgemeine Aufgabe in den Formen und Möglichkeiten der Zeit zu erfüllen . . . Der Dichter muß mit seinen Mitteln den Menschen seiner Zeit ihre besondere Aufgabe zeigen. Da diese Aufgabe die Art ihrer Lebensführung ist, so hat er das Leben in seinen wesentlichen Aeußerungen darzustellen, so, wie es Gott ihm ins Herz gelegt hat, wie Gott also die Menschen der Zeit führen will: er muß die Gefühle darstellen, die sie haben sollen, ihr Erlebnisse, ihre Schicksale, sie selber und ihre ganze Welt. So, wie es Gott ihm ins Herz gelegt hat, wie Gott die Menschen führen will" (Credo S. 341).

---

[2]) Vom Verf. gesperrt.

III. Teil:

Die zweideutige Stellung des Sittlichkeits- und Wahrheitsbegriffes im Werke Paul Ernsts.

Nun überrascht unter den Gedanken über die Werteigenschaften der Dichtung (Sittlichkeit und Wahrheit) die offenherzige Bemerkung Paul Ernsts, die „tiefe Gewissensangst vor der philosophischen Lüge" habe ihn zum Dichter gemacht. Dieses Bekenntnis wird am selben Ort noch bedeutend unterstützt (der „Dichter" zum „Philosophen"): „Sie wissen, ich fürchte mich vor Nichts so, wie vor der Lüge, mein ganzes Dichten ist beherrscht von dem einen Streben: Lügenlosigkeit, Lügenlosigkeit um jeden Preis, mag die Lügenlosigkeit noch so nüchtern, noch so gering erscheinen, denn in dieser heutigen Welt fürchterlichster Verlogenheit, in der Nichts mehr wahr ist . . .; in dieser Welt kann ich nur bestehen, wenn ich wie ein toller Fanatiker immer und immer an das eine denke: an die Lügenlosigkeit" (Gespräche S. 277).

Es ist immerhin ungewöhnlich, anstatt des erwarteten gläubigen Einklangs von Ich und Welt als Ursprung seines Dichtenmüssens vom Dichter ein Willensmotiv aus dem Gesichtswinkel des sittlich Leidenden und planenden Besserers vorgetragen zu hören. Obwohl der Gang unserer Untersuchung keinen weiteren Vermutungen darüber Raum bietet, wie oder warum eine menschliche Natur Einlaß in das zeugende Innere der Kunst gewinnt, scheint doch eine Erhebung darüber notwendig zu sein, ob der ethische Wille als ein Ursächliches nicht zu ausschließlich im Kunstdenken Paul Ernsts vorgeherrscht und die Dichtung einem – wenn auch höheren – Zweckgedanken ausgeliefert habe. Es darf zugegeben werden, daß der „programmatischen" idealistischen Dichtung ein auffälliger Zug eignet, dem natürlichen Widerstand des stofflichen Bereiches eine auf Ueberwältigung gerichtete Plananlage des künstlerischen Geistes entgegenzusetzen. Wie gezeigt wurde, zählt auch zu den Hauptmerkmalen der Ernstschen Theorie der Trieb, Welt, Gott und Mensch nach dem Bilde des Dichters zu schaffen und den Abstand zwischen göttlicher und stofflicher Wirklichkeit durch die Dichtung zu versöhnen. Dichtung soll dem Menschen zur Erlöserin aus der Fessel des verwirrenden Widerstreites zwischen Sein und Schein werden. Auch in der „unprogrammatischsten" Dichtung ist wohl noch ein Drang des Künstlers rege, die Welt nicht ab-, sondern urzubilden nach den verborgenen Gesetzen innerer Zusammenschau und -fügung von Stoff und Geist, so daß es im strengsten Verstande eine vollkommen absichtslose Dichtkunst nicht gibt. Bei Paul Ernst ist die idealistische Zwecksetzung der Dichtung eine ausgesprochene und offensichtliche. An sich könnte seiner betont sittlichen Maxime als Schaffensursprung für sein eigenes dichterisches Werk ohne weiteres eine persönliche Berechtigung zugestanden werden; ihr Vorhandensein wird jedoch verfänglich durch die allmächtige Stellung, die sie in dem umfassenderen idealistischen Gesetzesentwurf für die Dichter im allgemeinen erhält.

Solange die der Dichtung gesetzten Zwecke, in diesem Falle also die sinnbildliche Hinführung des Menschen zum wahren Sein, nur eine unendliche Annäherung erlauben, verbürgt die Freiheit des Zieles die Freiheit des Weges zu ihm, das heißt der künstlerischen Mittel und der Art ihres Gebrauches. Gott und die göttliche Wahrheit sind jenseits der durch die Zeit so hoch gehobenen Begriffssicherheiten von Philosophie, Wissenschaft und Religion. Dichtung gewährt nach Paul Ernst durch die grenzenlose Ausdeutungsfähigkeit ihrer Bilder dem Menschen die Möglichkeit einer Transzendenz über den mit Endlichkeit gefüllten Raum des sprachlichen Mittels in Richtung auf das Göttliche, wahrhaft Bewegende zu. Dichtung ist Wahrheit, weil sie dem Menschen die Wahr-Nehmung der göttlichen Macht erwirken kann. W i r d a b e r u n t e r U m s t ä n d e n d u r c h m e n s c h l i c h e Z w e c k s e t z u n g d i e D i c h t u n g a l s f r e i e s K u n s t s c h a f f e n n i c h t e b e n s o v e r g e w a l t i g t w i e d i e g ö t t l i c h e W i r k l i c h k e i t? Kann nicht auch Dichtung, trotz oder gerade wegen der denkenden Vorsorge ihres Schöpfers „unwahr" werden? Daraufhin müssen die Gedanken Paul Ernsts einer Kritik unterzogen werden.

Bei ihm scheint der sittliche, dem Willen gehorchende Impuls bei weitem den des freien künstlerischen Schaffenszwanges zu überwiegen, der, was seine Entstehung aus der Tiefe des menschlichen Grundes betrifft, zuerst nur der Ausdruck einer gestaltenden Kraft und der Vorstoß einer Schöpfernatur in ihre noch u n b e s t i m m t e, künstlerische Aufgabe ist. Paul Ernst betrachtet diese innerhalb seines idealistischen Dichtungsbegriffes von vornherein als eine religiös-sittliche, an der nach seiner Ansicht sogar der geringste Zweifel schon zum Vergehen wird und eine niedrige, dem wahren Dichter fremde Gesinnung verrät[1]). Nun versteht Paul Ernst unter der Sittlichkeit der Dichtung bekanntermaßen ein Relativsein ihrer Bilder in Hinsicht auf die absolute göttliche Macht. Selbstverständlich muß bei dieser Auffassung die Voraussetzung im Auge behalten werden, die Paul Ernst ihr stillschweigend als eine Selbstverständlichkeit gibt: die steigende geschichtliche Bewußtwerdung des Dichterberufes in seinen bedeutenden Vertretern. Paul Ernst faßt die Geschichte im ganzen als einen wachsenden Spannungszustand zwischen dem „göttlichen" Formtrieb des sittlichen Geistes und dem widerstrebenden Elemente der „falschen Wirklichkeit" auf. Diese Verständnisweise entspricht seinem Bedürfnis, einen großen und sinnvollen Rahmen zu haben für die besondere Stellung der Dichter, deren weitgespanntes Ziel sich schließlich bei ihm mit den Grenzen des geschichtlichen Daseins deckt. Sinngebung des gesamten welthaften Daseins der Menschen durch den Dichter ist es ja, die Paul Ernst auf dem äußersten Punkte seiner Forderungen verheißt, wobei er sich wohl der homerischen Welt als der geschichtlichen Tat-

---

[1]) Von hier aus muß die Abneigung Paul Ernsts gegen den „Literaten" und „Aestheten" verstanden werden. Er hält in keiner seiner theoretischen Schriften mit ihr zurück.

sache unbewußter (weil noch unzerstörter!) Uebereinstimmung zwischen dichterischem Weltbild und gelebter Wirklichkeit erinnert (siehe z. B. Grundlagen S. 465).

Die sittliche Zielsetzung der Dichtung bei Paul Ernst senkt sich mit einer ihrer Wurzeln in das Bedauern um die verlorene mythische Geltung des Dichters, der einmal in alter Zeit zu den Genossen der Götter zählte. „Die Griechen hatten recht: der Dichter ist der Seher, der Genosse der Götter, der Schöpfer der Götter" (Zusammenbruch S. 263). Der Dichter als Seher, als Schauer höchster Wahrheiten: diese glanzvolle und geheimnisschwere Eigenschaft ist es, die Paul Ernst dem Dichtertum zurückerobern möchte. Die Schuld an ihrem Verlust schiebt er auf die geschichtliche Entsittlichung des Geistes, die sich in der Vermessenheit, im Fehlen einer Demutshaltung zeige: des Gefühls dafür, w i e s e h r die menschlichen Maße durch Unbestimmbares bestimmt, und daß ihre Inhaber darum zu frommer Bescheidenheit verpflichtet seien. Zu welchem Ausdruck Paul Ernst die Bescheidenheit des Dichters vor Gott anweist, ist hier genugsam beschrieben worden. Seine Gedanken über die sittliche Aufgabe der Dichtung lassen sich – soviel bisher gezeigt worden ist – von zwei geschichtlichen Möglichkeiten der Weltstellung des Dichters beeindrucken. Die eine, mythische, steht als gewesen für ihn am Beginn der Dichtergeschichte, da der Mensch und seine Götter noch durch eine heilige Einheit verbunden waren. Das Dichterwort brauchte nur das allen gemeinsame Wirkliche auszusagen, um damit als gültige Kunde vom Heiligen allgemein verstanden zu werden. Die andere, unmythische, ist die gegenwärtige, geschichtlich gewordene Lage der Dichter, zu der Paul Ernst das eigene Schicksal rechnet. Im Zwischenreich beider Geschichtswirklichkeiten des Dichtertums ist die tragische Aenderung vor sich gegangen, die aus dem „naiven" Einssein des Dichtergeistes mit dem Weltstoff, einem Dasein von glückseliger, unbezweifelter Wahrheit, etwas gänzlich anderes, Entgegengesetztes gemacht hat. Verstand und Vernunft sieht Paul Ernst auf der Spitze ihrer Selbständigkeit und Herrschbegierde angelangt; sie haben den Menschen völlig aus dem Dichterparadies getrieben, das dereinst seine Wahrheit bedeutete. Sie haben die Wirklichkeit entzaubert, entgöttert und den Menschen vor die Entscheidung gestellt, entweder auf den religiösen Sinn der Welt zu verzichten, sich seines besten Besitzes zu begeben, oder ihn, nun aber mehr und mehr bewußt, durch die Anstrengung des sittlichen Geistes neu zu erschaffen (siehe darüber vornehmlich Grundlagen S. 577 bis 599).

Der Verderblichkeit des Zuständigkeitswandels innerhalb der geistigen Erkenntnis- und Schaffensmittel leistet aber die Kunsttheorie Paul Ernsts eine unfreiwillige und nicht zu übersehende Zeugenschaft, obgleich sie im Namen der Kunst g e g e n die dogmatische Ueberhebung der Vernunft zu kämpfen meint. Kann sie auch die Wiederversöhnung der zerstörten Einheit, des religiösen Einklangs von Weltstoff und Schöpfergeist, nur als eine künstlerisch zu lösende Aufgabe formulieren, so erfolgt diese Zielsetzung der

Dichtung doch ganz entschieden durch das Mittel des Denkens und betritt erst nach diesem Vernunftwege den Bereich der unmittelbaren Kunstzeugung. In welch hohem Grade Paul Ernst sich allein schon durch die Ableitung eines mutmaßlichen Dichtungszieles aus der unter Vernunftrücksichten erforschten Dichtungsgeschichte dem verhängnisvollen Gebot einer undichterischen Vernunft preisgegeben hat, ist ihm selbst, wie den meisten seiner Beurteiler verborgen geblieben.

Es konnte schon einmal hier festgestellt werden, daß ein theoretisch bekundetes, ursprünglich echtes, dichterisches Gefühl Paul Ernsts durch die innere Unablösbarkeit von seiner Gestaltwerdung im Kunstwerk desselben eine höchst persönliche Note erhielt; daß es, rückgedeutet von dieser Dichtung her, seinen früheren Sinn einbüßte und aus der Theorie *für* die Kunst ahnungslos fast eine Theorie *gegen* sie machte. *Es handelte sich dabei um die Bedeutung der Wirklichkeit, des Weltstoffes, für die Dichtung.* Hielt auch der Kunsttheoretiker in Paul Ernst an ihrer doppeldeutigen Notwendigkeit für die Dichtung fest, so zeigten seine dichterischen Versuche doch, daß er die Wirklichkeit entweder aus zeitbedingter Verachtung einer hingebungsvollen Gestaltung nicht für wert hielt, oder aber, daß ein persönliches künstlerisches Versagen vor dem Kunstmaterial in einen – nur theoretisch halbwegs verhohlenen – Widerwillen gegen dieses Material umschlug. Sollte sich so aber ein Geist, der die Gestaltungskraft des großen Künstlers entbehren mußte, an dem von ihm unbezwungen gebliebenen Objekt gerächt haben? Der Seitenblick auf die Dichtung Paul Ernsts legt die Vermutung nahe, die idealistische Doppelsinnigkeit seines Wirklichkeitsbegriffes, die in ihm enthaltene Vereinigung von Nichtigkeit und Wichtigkeit, habe bewußt dem Denker Rechnung getragen, unbewußt jedoch nach Bedarf dem Künstler, der vergeblich um Vollendung rang.

Wenn man die Untersuchung von Kunstgedanken nicht gänzlich außerhalb der lebendigen menschlichen Einheit betreibt, die jene mit dem zugehörigen Dichten verbindet, wirft das zur Dichtung gewordene Grundgefühl des betreffenden Bildners auf das von ihm theoretisch Gesagte oft ein neues Licht. Dieses Licht ist, wie am besprochenen Falle dargetan wurde, imstande, das vorher wohl begründet scheinende Gleichgewicht des theoretischen Gefüges ins Wanken zu bringen. Aus den Anstrengungen Paul Ernsts um eine künstlerische Umformung der Wirklichkeit dringt in seine theoretische Ausdeutung derselben für den kritischen Betrachter tatsächlich eine bislang unbeachtete Verständnisvariante ein. Diese spaltet die Aufmerksamkeit des Betrachters und lenkt sie vom äußeren Gefüge des Gedankenbaues mehr auf eine Beschäftigung mit der Tragfähigkeit seines Bodens.

Diese „Abweichung" von unserer eingeschlagenen Linie, von dem Verfolg der Frage, ob Paul Ernst mit seiner sittlichen Zwecksetzung die Dichtung über Gebühr eingeengt, ja vergewaltigt habe, hat zu folgendem Einblick verholfen. Der objektiv gemeinten theoretischen Forderung und Verheißung, dem

festgelegten Ideal, entspricht nicht selten eine subjektive Begrenzung der menschlichen Befindlichkeit Paul Ernsts, die das Ideal gründlich mißversteht, aufhebt und im Beurteiler seines Werkes den Zweifel verursacht, ob Forderung und Erfüllung, Ideal und Wirklichkeit denn auch wahrhaft Erbildungen eines einheitlichen, unzerrissenen Ursprungsgrundes seien. Wendet sich die Vorstellung vom künstlerischen Vollbringen hilfebedürftig an das Wollen des Kunstdenkers, um von diesem mit einem Maßstab entlassen zu werden, dem sie selbst nicht dichterisch genügen kann; trübt dieser Maßstab dann aus dem Bezirke seines Unerfülltbleibens heraus mit rückwirkender Kraft den klaren Spiegel der Theorie und ihrer Gesinnung? Das theoretische Bild Paul Ernsts von der Dichtung erleidet zuweilen deshalb eine Beeinträchtigung, weil er in ihm – gleichsam zusätzliche – Züge anbringt, die eine ursprüngliche Wahrheit zum Teil wieder entkräften. Diese aus allerpersönlichsten Gründen eingefügten Züge verbergen sich geradezu vor sich selber, da Paul Ernst mit ihnen die Höhe der eigenen gestellten Kunstforderung im gleichen Atemzuge wertmäßig beträchtlich herabschraubt, ohne sich jedoch in diesem Tun zu durchschauen, mit dem er unwissentlich entweder seine Dichtung oder seine Theorie Lügen straft.

Auch innerhalb der Ernstschen Auffassung über die Sittlichkeit und Wahrheit der Dichtung kann ein ähnliches Mißverhältnis festgestellt werden zwischen dem objektiven Bestreben der Kunsttheorie und der widerstrebenden Subjektivität ihres Urhebers. Dieser läßt sich im Falle der Wahrheitsbehandlung nur dann noch mit seiner Theorie identifizieren, wenn sie in ihrem Gesamtanspruch eine erhebliche Einschränkung erfährt. Das Geständnis über die Furcht vor der philosophischen Lüge als Ursache und Anlaß des Dichtens – ganz entschieden ein Gefühl aus der sittlichen Tat- und Denksphäre – belastet das dichterische „System" Paul Ernsts sehr negativ. Die unmittelbar künstlerischen Voraussetzungen der Dichtung werden dadurch so gut wie außer acht gelassen, ungewollt vielleicht sogar zur Wichtigkeit zweiter Ordnung erklärt. Als Wichtigkeit erster Ordnung gilt demgegenüber, wie aus dem Bekenntnis Paul Ernsts geschlossen werden darf, der sittliche Drang des Wahrheitsuchers, der jedoch mehr dem planenden Willen gehorcht, als der schenkenden Gnade, die über allem Beginn des Dichters walten m u ß. Das Relativsein der Dichtung in Hinsicht auf das Göttliche – wenn dieses gleichwohl erst durch Dichtung zur hinüberweisenden Gestalt gebracht wird – verlangt eine natürliche, ungezwungene Demut des Dichters. Bedeuten Philosophie und dogmatischer Glaube in ihrer Absolutheit Paul Ernst soviel wie Tätigkeitsentartungen begriffsgebundener Geistesmittel, so soll die Dichtung Sittlichkeit und Wahrheit in ihrem Gegensatz zu jener gefürchteten Absolutheitshaltung haben. Dichtung kann sich darum (das wäre jedenfalls der natürliche Fortgang aus den Gedanken Paul Ernsts) als relative Erscheinungsweise des Göttlichen nur im unmittelbaren Bewußtsein des künstlerischen Bildnerzwanges gerecht verstehen. Nur diesem hätte sie zu folgen und keiner Erwägung sonst, da die Kunststimme im Dichter nach

eigenem Urteil Paul Ernsts eine göttliche Aufklärung sein muß, die jedes gedankliche Zweckeplanen als unnötig und unsittlich verbietet. Der Schaffensvorgang als solcher und das Kunstwerk wären als die relative Erscheinungsweise des göttlichen Dichtungsgrundes Urkunden unendlichen Zweckes und Zieles; durch das endliche Mittel der Dichtung fände dieses Ziel eine relative Entsprechung in der Zeit. Nicht in der Mittelbarkeit der Darstellung, sondern in dem unmittelbaren Bündnis der Dichtung mit ihrem Grunde will Paul Ernst die göttliche Kraft erleben können, die den geschichtlichen Horizont des Dichters zur Unendlichkeit erweitert. Die Unendlichkeit des dichterischen Horizontes und seiner Zielsetzung findet aber in dem Augenblick ihr Ende in der Zeit, wo das Ziel durch absolute Planung der endlichen Zwecksetzung unterworfen wird. Das geschieht, indem Paul Ernst die Unendlichkeit der dichterischen Aufgabe (der er selber dienen möchte) mit seinem bedingten Zeitbegriffe von Sittlichkeit vertauscht; indem er das, was seiner Zeit notzutun scheint, als absolute Füllung seines ursprünglich nur relativ zu erfüllenden Begriffes von der Sittlichkeit der Dichtung verwendet.

Was ist zu tun und womit kann ich es erreichen? ist die Frage nicht eines Dichters, sondern des Denkers und Ethikers Paul Ernst. Da ist zwar der unbedingte Glaube an das Vorhandensein des dichterischen Grundes überhaupt und in der eigenen Person. Dieser Grund verliert jedoch seine bis dahin unfragliche Stellung außerhalb der Vernunft und des Verstandes, wenn die Dichtung von Paul Ernst als Seinsmittel und Beweismittel einer „höheren" Wahrheit gegen die Zeitwahrheiten ergriffen wird. Da Dichtung ihren unendlichen Zweck in sich selber hat durch das Göttliche, kann er nicht mit dem endlichen Planen verkoppelt werden, dessen Ziel und Ende in der Zeit sind. Das Göttliche als die eine ewige Wahrheit, deren geschichtliche Wahrheiten in der Zeit als dichterische Bilder immer wieder neu gestaltet werden müssen, erlischt in seinem unendlichen Sinne, wenn sein Anwalt es als eine Größe behandelt, zu der man nicht absolut nur künstlerisch, sondern auch – und vielleicht in der Hauptsache – als überlegsamer Sucher sittlicher Wahrheit Zugang zu gewinnen hofft. Die Dichtung ist nicht länger relativ dem Göttlichen gegenüber, wenn das Wesen ihrer Sittlichkeit und Wahrheit denkerisch absolutgesetzt wird im Kampfe gegen andere Zeitrichtungen. Diese Absolutsetzung ist ein Akt, der in der Nutzanwendung gedanklicher Beweisführung an die Ueberschätzung der Vernunft und Verstandesarbeit erinnert, die er aus dem Felde schlagen will. Das kann in wahrer Demut ohne Wollen nur die Dichtung selber. Obgleich Paul Ernst mit seiner Theorie auf dem Wege zum unabhängigen Wissen dieser Tatsache ist, zeigt doch der ethische Beigeschmack, den sein Bekenntnis zur Wahrheit der Dichtung hat, daß er selbst nicht durchgängig von der frommen künstlerischen Scheu vor dem Unendlichen, die er fordert, besessen war. Es ist die Eigenart des denkenden Ethikers, absolute Gesetze zu geben. Paul Ernst erhob sich dagegen mit vermeintlich dichterischem Protest. Trotzdem

ist dieser Protest denkerisch ausgefallen und Paul Ernst ein Verabsolutierer des Relativen gegen das Absolute geworden, so daß man beinahe sagen dürfte, es sei hier ein heimlicher Dogmatiker gegen das Dogma angegangen.

Soweit die Dichtung im Kunstdenken Paul Ernsts als unendliche Mittelbarkeit und unendliche Relativität auftritt, die beide als unbehinderter Fortgang des reinen dichterischen Werkschaffens begriffen werden, hat sie dort mit Recht ihren Platz, ohne Schaden zu nehmen an ihrer durch Theorie so leicht verletzlichen Substanz. Dichtung als echte Kunst ist Ausdruck höchster Sittlichkeit und Wahrheit: darin besteht die erste, urbildliche Schau Paul Ernsts. Durch die Verbindung, die sie aber innerhalb seiner Theorie mit der vorherrschenden Willensanlage des sittlichen Tatmenschen eingeht, wird der Kunstgehalt seiner Schau unwahr. Unendlichkeit und Unmittelbarkeit auferstehen nicht mehr in der Dichtung, und sie verliert durch die Absolutsetzung mittels des Denkens ihren ursprünglichen Rang. Sie wird ihrer höheren Sittlichkeit entleert, weil das auf Wirkung ausgehende Denken des Ethikers sie von der Unterordnung unter das Bedürfnis der Zeit nicht gänzlich fernhält[2]). Die unendliche Sittlichkeit der Dichtung wird durch die begriffliche Absolutsetzung zu einer endlichen, unkünstlerischen und imperativischen entwürdigt. Der künstlerische Zwang erscheint abgelöst durch den sittlichen, das künstlerische Muß durch das sittliche Soll. Wie der Zielakzent der Dichtung sich vom Unendlichen auf das Endliche verschiebt, so der Schaffensakzent vom Kunstwerk auf das zu machende Werk.

Daß der Ethiker noch keinen Dichter mache, wußte Paul Ernst in der Reflexion über die Dichtkunst gut genug. Trotzdem müssen die sittlichen Beweggründe, die ihn persönlich zugestandenermaßen zur Dichtung führten, durch ihre immanente Erstreckung auf sein Kunstdenken die objektive Gültigkeit von dessen dichterischen Erkenntniswerten stark in Frage stellen. Die echte Einsicht in die höhere Sittlichkeit und Wahrheit der Dichtung wird durchkreuzt von dem eigenen Schaffensmotiv Paul Ernsts, das durch seine ethische Herkunft notwendig gegen das geschaute dichterische Ziel verstößt. Es unterscheidet Ethiker und Dichter voneinander, daß dieser nicht weiß, warum er dichtet, jener aber mit seinem Handeln zugleich dessen Ursprung vernünftig bestimmt. Wenn Paul Ernst sagt, die höhere Sittlichkeit und Wahrheit der Dichtung ruhe in ihrem Wissen von der Unantastbarkeit des

---

[2]) In der ersten, zweibändigen Ausgabe des Credo (Berlin 1912, II, S. 174) ist die Bemerkung zu lesen: „Jede imperativische Moral aber ... sollte man aus dem Gebiete des höheren Geistes entfernen und bloß praktisch behandeln, als eine Art höhere Gesetzgebung, die lediglich utilitarische Gesichtspunkte haben muß: die Regelung des Verhältnisses von Gesellschaft und Einzelwesen." Wir haben oben dargetan, wie Paul Ernst selber in die Nachbarschaft derjenigen Sittlichkeit geraten ist, die er nur als eine „Art höhere Gesetzgebung" sich betätigen und gelten lassen möchte. Seine Worte zeigen aber klar den ursprünglichen, durch den persönlichen Schaffensanlaß überdeckten und verfälschten, rein dichterischen Sinn seines kunsttheoretischen Sittlichkeitsbegriffes.

göttlichen Grundes und seiner ewigen Ferne von jedem Begriff, so spricht er damit einzig der frommen Relativität und Verwandlungskraft der dichterischen Bilder das Recht. Der unerlaubte Zugang zur Dichtung aus dem Triebe eines ethischen Wollens macht jedoch aus dem Kunstschaffen des Dichters eine Angelegenheit des planenden Denkers, der im Dienste seines sittlichen Zweckes die Dichtung als ein sittliches Mittel handhabt. So sind auch zum Beispiel, jenseits der höchsten Forderungen seiner Theorie, die Dichtungen Paul Ernsts mit wenigen Ausnahmen Mittel derjenigen Sittlichkeit und Wahrheit geworden, die in der kunstlosen Endlichkeit des Denkens gefangen bleibt.

IV. Teil:

Dichtung als göttliche Form.

Aus dem Glauben Paul Ernsts an die beiden obersten Sinnwerte der Dichtung, Sittlichkeit und Wahrheit, erklärt sich auch sein dichterischer Formbegriff. Dichtung als Form bindet in sich die künstlerischen Beziehungswerte des Dichters zum Göttlichen und ist darum zusammenfassender Ausdruck des dichterischen Mittlertums zwischen Mensch und Macht. Da nach unserer Feststellung der sittliche und der Wahrheitswert der Dichtung sich für Paul Ernst aus ihrer hinüberweisenden (d. h. Transzendenz bewirkenden) Mittelbarkeit ergeben, muß auch in der Form der Sinn dichterischer Bescheidung vor dem Unmittelbaren des göttlichen Erlebnisgrundes wiederkehren. So sagt Paul Ernst, nachdem er jegliche Verstandesarbeit für unfähig erklärt hat, die Tore aus dem Endlichen in das Unendliche zu durchschreiten: „Aber diese Tore öffnen sich: freilich nicht der Wissenschaft, sondern dem Gefühl. Das Gefühl erlebt man unmittelbar, aber man kann es nicht unmittelbar mitteilen. Man kann es nur mitteilen, wenn es eine andere Gestalt gewonnen hat. Das geschieht durch die Formen" (Gespräche S. 280)[1]).

Dichtung bedeutet für Paul Ernst religiöse Form, wie er entsprechend auch wahre Religion als Form mit dichterischer Füllbarkeit betrachtet. „Die Frage der Religion ist für den Dichter eine Frage der dichterischen Form . . ." (Tagebuch S. 116). Der Mensch wird immer seines Gottes bedürfen und eben deshalb des Zutritt erwirkenden Mittels: „Die Formen der Dichtung sind ewig und unerschütterlich. Heute, mit geschärftem, geschichtlichem Blick, wo wir die Zickzackwege der Menschen sehen können, vermögen wir diese Formen uns deutlicher zu machen als je. Sie sind die Forderungen der andern an den Dichter" (Zusammenbruch S. 494). Weil sich die göttliche Macht nur als ewig vorstellen läßt, so auch die Form, das Ergebnis eines religiösen Dranges des

---

1) Vom Verf. gesperrt.

Menschen nach Dichtung und Gestaltung: „. . . die dichterischen Formen sind nicht Geschöpfe des Zufalls, sie sind erzeugt durch die ewig gleichen seelischen Ansprüche der Menschheit" (Weg z. F. S. 124).

Nun ist zu unterscheiden zwischen der Form als vorhandener Kunstwirklichkeit und der Form als reinem Urbild, das der Dichter kraft seiner Schau gewinnt. Die Wesensschau des Dichters nimmt zum Beispiel die eine ewige Form Gottes wahr, das heißt im Verstande Paul Ernsts: das reine Urbild Gottes ist seine künstlerische Formbarkeit für den Dichter; in der Wirklichkeit wird Gott durch die Bilder der Dichtung aber zu den Göttern, als welche er geschichtliches Sein hat. „Für den freien Menschen ist Gott nicht ein Inhalt, sondern eine Form" (Gespräche S. 221); „Gottes Formen wechseln, aber Gott ist unsterblich" (Gespräche S. 169).

„Wenn eine Kunst einmal auf der richtigen Bahn ist, dann findet sie schon von selbst weiter, und weil das Wahre überall das Gleiche ist, kommt sie dann notwendig von selber auf dieselben Formen, die frühere Zeiten auch gefunden hatten. Man muß sich klar machen: es gibt für jeden Gefühlsgehalt die absolute Form, die Idee. Alle Kunst ist nichts als Hinstreben danach, diese Idee in der Wirklichkeit zu gestalten. Es ist eine unendliche Annäherung möglich, nie die Erfüllung; der Punkt der größten Höhe ist die Klassizität, die also nichts Absolutes ist. So ist auch jeder Glaube nur eine Annäherung an Gott und nicht die Vereinigung mit ihm"[2]) (Credo S. 183). Zwischen der unendlichen Annäherung des Kunstwerks und dem darüber schwebenden Urbild der Form besteht demnach eine ähnliche Beziehung wie zwischen der einen zeitlosen Wirklichkeit „Gott" und ihren unendlichen dichterischen Bildmöglichkeiten in der Zeit. Die Form als Kunstwirklichkeit der Dichtung drückt die Unerreichbarkeit des Zieles aus; indem Paul Ernst den Schnittpunkt des Kunstzieles mit dem Wege des Kunstmittels in die Unendlichkeit verlegt, setzt er die absolute dichterische Form, das Ideal, mit dem dichterisch erfahrbaren, absoluten Sein des Göttlichen gleich. „Die Formen sind jenseitig, sie sind göttlich. Sie haben das innewohnende Streben, sich im Diesseits in Kunstwerken darzustellen. Diese aber müssen von Menschen geschaffen werden, welche nicht nur ihren persönlichen zufälligen Bedingungen unterliegen, sondern auch den Bedingungen der Gesellschaft. Dadurch ist das wirkliche, irdische Kunstwerk schon immer nur ein mehr oder weniger getrübtes Abbild des himmlischen Urbildes"[3]) (Grundlagen S. 483). Nun schickt zwar Paul Ernst dieser Aeußerung voraus, er wolle in einem „Mythos" sprechen, aber es ist ihr ohne Zweifel zu entnehmen, daß die absolute Form von ihm mit göttlicher Heiligkeit ausgestattet wird. Mit der Schau Gottes als einer nur künstlerisch erfüllbaren, absoluten Form übt Paul Ernst umgekehrt die schauende Anerkennung der absoluten

---

[2]) Vom Verf. gesperrt.
[3]) Vom Verf. gesperrt.

dichterischen Form als eines göttlichen Seins. Die geschichtlichen, aus der Dichtung hervorgegangenen Götter sind relative Wahrheiten der Absolutheit „Gott", die Kunstwerke relative Entsprechungen der absoluten Kunstform. Wenn Paul Ernst von dem Untertansein des Dichters unter das Gesetz der Form redet, so bedeutet diese Aussage gleichzeitig die Untertänigkeit des Dichters unter Gott. Dichtung als Form schließt beides in sich zusammen. Wo es sich bei Paul Ernst um das absolute Wesen Gottes als Erfüllbarkeit und um die religiös-dichterischen Bilder als geschichtliche Erfüllung – oder wo es sich um die absolute Form als das göttliche Urbild und um das Kunstwerk als unendliche Annäherung handelt: alle diese Gültigkeiten sind für ihn Hervorbringungen der schöpferischen Kraft eines menschlichen Bildners. „Es geht der Religion wie der Kunst: Form und Inhalt ist jedenfalls für den Aufnehmenden nicht zu trennen; nur der Geist, welcher selbst schöpferisch ist, kann die Trennung machen, denn die Form ist ja nur ein anderer Ausdruck für seine eigene schöpferische Kraft"[4]) (Credo S. 243). Wie die gottschaffende Kraft des Dichters in der Auffassung Paul Ernsts erscheint, ist als letztes noch darzustellen.

Abschnitt IV:

Die schöpferische Kraft.

Wie unsere bisherigen Ausführungen schon herausgestellt haben, wird die welt- und gottbildende Kraft des Dichters in ihrem Verfahren und in ihrer Wirksamkeit von Paul Ernst als eine geschichtliche begriffen. Der Glaube, „daß die Dichter auf Grund göttlicher Offenbarung die Schöpfer von Gott und Welt sind" (Grundlagen S. 597), ordnet jegliches Dichterschaffen, auch das eigene Paul Ernsts, auf die Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins zu. Geschichtlichkeit bedeutet hier im Verstande Paul Ernsts soviel wie die Herrschaft eines ununterbrochenen Wechsels im Inhaltsbestande der menschlichen Weltbilder (siehe hierzu S. 46; Grundlagen S. 577 bis 599). Die Geschichtlichkeit des Daseins besteht in der Entstehensnotwendigkeit und in der Aufeinanderfolge der großen Bilder, unter denen die Menschen Welt und Gott als Haupterlebnis des Daseins empfangen. Es ist nach Paul Ernst seit je die Aufgabe der Dichter gewesen, dem Seienden, dem Weltstoff, durch Dichtung die geschichtlich ablösbare Weltform zu geben[1]). Dichtung erzeugt Weltform und vermittelt sie dem Menschen als Weltbild. Dieses Weltbild ist religiöser Art, da es als bildliche Vergegenwärtigung der fügenden Macht Gott miteinbezieht: „Das Bild Gottes und das Bild der Welt fordern einander" (Grundlagen S. 590).

---

[4]) Vom Verf. gesperrt.

[1]) Daß die formhafte Eingliederung des Seienden in einen dichterischen Weltbestand einem Erschaffen des Seienden aus dem Nichts durch den Dichter gleichkommt, ist hier als Ansicht Paul Ernsts des öfteren belegt worden (siehe S. 46).

Die Begrenzung der dichterischen Weltbildung ist für Paul Ernst mit der Geschichtlichkeit des Daseins gegeben. Keine dichterische Welt kann eine Endform, eine Endgültigkeit sein; für eine jede kommt die Zeit, in der ihre Stoffauffassung und ihr Stoffumfang nicht mehr der immer weiter fortschreitenden schöpferischen Kraft gemäß sind und die lebendige Verwandlungseigenschaft der dichterischen Bilder erstirbt. Diese schöpferische Kraft verändert fortwährend die Inhalte der Welt und verlangt, wenn ihre Stunde da ist, nach einer neuen Bildhaftigkeit. Keiner dichterischen Welt gelingt es, das Ganze, Letzte, das „Unsagbare" der schöpferischen Kraft auszudrücken, so daß darum in der Weltbildung von ihrem Wirkungsbeginn her auch gleich die Gründe des jeweiligen Weltverfalls tätig sind. Geschichtlich sind also im engeren Sinn die Inhalte, welche die schöpferische Kraft zur Füllung der dichterischen Welt verwendet. Die natürlichen Grenzen dieser Inhalte bilden auch die äußeren Grenzen eines Dichterdaseins. Trotzdem behauptet Paul Ernst, „daß wahre Dichtung ewig ist" (Credo S. 347). Wodurch befreit sich aber die Dichtung aus ihrer Geschichtlichkeit zur Ewigkeit, zu der Zeitigungsweise alles wahrhaft Göttlichen? Die Antwort lautet: durch die schöpferische Kraft. Sie ist ein immer Wirkendes wie das Göttliche selber. Die Entgrenzung der schöpferischen Kraft aus der Geschichtlichkeit dichterischer Weltinhalte folgt aus dem Wesen der Dichtung, nicht nur Inhalt, sondern auch Form zu sein. Paul Ernst sagt, daß die Form des Dichters nur ein anderer Ausdruck für seine schöpferische Kraft sei (siehe S. 103). Ueber das Geschichtlich-Inhaltliche der dichterischen Welt weist Dichtung als Form hinaus: ist auch jeder Weltinhalt ablösbar durch einen neuen, anderen, so doch nicht Dichtung selber als Ausdruck der Weltentwerfung. Die Entwürfe der schöpferischen Kraft werden Gestalten der Geschichte und erleiden das Los der Vergänglichkeit; es bleibt aber die Form, durch die der Entwerfende in die Geschichte des Menschen hineinwirkt: die Dichtung. Die Sagbarkeit der schöpferischen Kraft wird Weltinhalt und verfällt; schöpferische Kraft ist jedoch mehr als Sagbarkeit. Diese Spanne zwischen der Ausdrucksmöglichkeit des Dichterwortes und dem unausdrückbaren Grunde der Schaffenskraft läßt den Inhalt einer dichterischen Welt geschichtlich überholbar, Dichtung als Weltform jedoch ewig erscheinen. Die Geschöpfe der Dichter, ihre Welten vergehen; unvergänglich ist dagegen der Zwang zur Schöpfung, zur Weltbildung, der sich nie anders als in der Form der Dichtung lösen kann. So ist wohl verständlich, warum Paul Ernst zwischen Form und Inhalt der Dichtung scheidet und in der Form die Bürgschaft für die Ewigkeit der Dichtung erlebt.

Aus der Würdigung der Dichtung als einziger sittlicher Macht in der Entgegensetzung zu Philosophie und historischer Religion ging schon diese eigentümliche Bedeutung von Form und Inhalt hervor. Aus dem geschichtlichen Fluß der Inhalte war dort das Relativsein der Bilder dem Göttlichen gegenüber für die Dichtung zum Gesetz erhoben worden; der Begriff der Form trat in der geforderten Leistung des künstlerischen Gewissens zutage,

das Göttliche durch Dichtung in freiem Schaffensvorgang unablässig im Bewußtsein des Menschen zu verankern. Für Dichtung als Form beansprucht Paul Ernst die Geltungsdauer der Ewigkeit. Das Ewige aber ist göttlich. Wenn Dichtung als Form nach Paul Ernst das Zeugnis des nie endenden Ringens der Dichter um Welt und Gott darstellt, muß andrerseits das Göttliche der Dichtung in der schöpferischen Kraft wurzeln. Damit ließe sich das Wesen der schöpferischen Kraft vorläufig wie folgt bezeichnen. Die schöpferische Kraft wirkt durch die dichterische Weltbildung geschichtlich. Ihr Erscheinen geht vor sich im Geschichtsraum des Menschen und fällt daher unter das Schicksal von Werden und Vergehen. Das Göttliche, wie es in der schöpferischen Kraft des Dichters sich zum Worte meldet, findet in Werk und Gestalt keinen ihm selbst gleichen Ausdruck. Die Gewähr seiner Erfahrbarkeit durch die schöpferische Kraft darf aber in der Tatsache erkannt werden, daß Dichtung Weltform ist. Indem die Dichter immer wieder Welten und Götter schaffen, Dichtung also die Form ist, in der sie das Göttliche bestehen, muß in der Tiefe ihres Schöpfertums das Sagbare Gottes mit dem Unsaglichen vereinigt sein. Aus dem Zwange zum Sagen bilden sich die Inhalte, in denen ihre göttliche Herkunft so weiterwirkt, daß sie durch Anspruch des Unausdrückbaren die geschichtliche Werkfülle nach verborgener Gesetzlichkeit zur Ablösung bringt, dieser Wechsel der dichterischen Welten sich jedoch stets der Dichtung als ewiger Form bedient. Dichtung als Form bleibt unberührt von dem inneren Wandel der in ihr eingeschlossenen Welten.

Wie Paul Ernst sich die Erschaffung geschichtlicher Welten mitsamt ihren Göttern vorstellt, darüber belehrt die Ausdeutung einer bekannten Hölderlinstelle aus der Hymne „Der Einzige"[2] (Grundlagen S. 590), die Paul Ernst durchaus seinen Zwecken anpaßt:

„Wie Fürsten ist Herkules. Gemeingeist Bachus. Christus
Aber ist
Das Ende. Wohl ist der noch andre Natur; erfüllet aber
Was noch an Gegenwart
Der Himmlischen gefehlet an den andern".

In der Nennung von Herkules, Bachus und Christus sieht Paul Ernst eine Bestätigung dafür, daß jedes Weltbild das ihm eigentümliche Gottesbild verlangt. Vertreten Herkules und Bachus geschichtlich bereits versunkene Welten, so meint er aus dem Hinweis auf Christus lesen zu dürfen, daß dieser die neue Aufgabe der dichterischen Kraft ist. „Ein bestimmtes Weltbild fordert Apoll, der den Sonnenwagen lenkt, und die Quellnymphe, fordert in der Verwandlung zu Höherem dann Herakles und Dionysos, unser heutiges Weltbild fordert Christus" (Grundlagen S. 590).

Die Auffassung auch Christi als eines dichterischen Bildes erklärt sich aus dem Glauben Paul Ernsts, es bei allen Göttern mit Symbolen der schöpferischen Dichterkraft zu tun zu haben, die mit ihnen in ihrer Welt-

---

[2]) Hellingrath: Hölderlin, Sämtl. Werke, Bd. IV S. 234.

bildung dem Göttlichen zum Sein verhelfe. Aus der Ueberzeugung Paul Ernsts von der geschichtlichen Ablösbarkeit der Welten und Götter spricht eine gewisse Einsicht in die Scheinhaftigkeit der dichterischen Weltbildung. Es liegt darin ferner die Zuordnung der Welten zu einer Weltlosigkeit, zu einer weltbildenden Macht, zu G o t t. Die schöpferische Kraft drückt sich aus in den Welten und Göttern, welche verfallen. Götter und Welten sind nach Paul Ernst Bilder der göttlichen Macht. Gott verfällt nicht wie die dichterischen Gestalten der Götter, es verfällt aber ebenso auch nicht die schöpferische Kraft, welche ihre Ewigkeit nach Paul Ernst in der Form besitzt. Es ist daher Anlaß genug zu der Vermutung, die schöpferische Kraft und Gott seien für Paul Ernst ein und dasselbe. Die Untrennbarkeit des Dichters von Gott, Gottes von der Schaffenskraft der Dichter, die bei Paul Ernst nachdrücklich wie nichts sonst in Denken und Dichten beteuert wird, ruft die Frage hervor, ob - wie die Form ein anderer Ausdruck für die schöpferische Kraft - Gott nicht ein anderer Ausdruck für den Dichter sei.

Gewißheit über diese Frage gibt nun nicht die Theorie Paul Ernsts. Es ist aber bezeichnend, daß er innerhalb der Theorie, wo eine letzte Entscheidung zu treffen wäre - hier geht es um die allerletzte -, auf das gedankliche Wort verzichtet, um mit dem der Dichtung desto freimütiger zu bekennen, was ihn über die Gotterschaffung des Dichters dünkt. Diese Bekenntnisse sind zwei Gedichte im theoretischen Rahmen der „Erdachten Gespräche" (S. 284; S. 317 und 331). Wird das zweite Gedicht auch Hölderlin in den Mund gelegt, so können doch beide als reine Bekenntnisgesänge Paul Ernsts über die A l l m a ch t des Dichtertums gelten. Zur eindeutigen Erhärtung ihres Gehaltes können ferner aus der Dichtung Paul Ernsts herangezogen werden: aus dem „Heiland" „Das Gebirge" (S. 144 f.) und „Beschluß" (S. 146 f.), aus dem „Kaiserbuch" „Der Jüngling und der Tod" (Bd. I S. 21 ff.). Heißt es einmal, der Dichter sei „das Auge Gottes, welches die schöne Welt aus der Seele Gottes hinauswirft in das öde Nichts" (Gespräche S. 233), so wird in sämtlichen angeführten Gedichten eine Gleichsetzung des göttlichen Auges mit der göttlichen Seele, der dichterischen Kraft mit dem Wesen Gottes vorgenommen. Am aufschlußreichsten ist der „Gesang Hölderlins", da in ihm im Sinne der theoretischen Ausdeutung Hölderlins (siehe Grundlagen S. 590) die dichterische Welt-, im Verein mit der Gotterschaffung wiederkehrt. Hölderlin als der gott- und weltmächtige Dichter singt unter anderem:

„Gott das Licht ist, Gott Gedicht ist, ich bin Gottes Eigenschaft.
Gott ist Tragen, Gott ist Sagen, Gott ist Schauen seiner Seele;
Liebe Seele, dich nicht quäle, welchen Leib sich Gott erwähle,
Meine Lieder klingen wider Gottes Seele, Gottes Leib;
Gottes Auge, brennend sauge, Mann und Seel' ich, Leib und Weib.
Gott ist Flammen. Wir zusammen sind nicht Ganzes mehr und Stück,
Ich bin Gott nun, und in Gott ruhn Leiden, Schaun und Tun
als Glück." (Gespräche S. 317.)

„Waffenklirrend, blitzeschwirrend, tanzend hab' ich Gott gesehn;
Ueber bleichen Götterleichen seine schnellen Füße gehn.
Zeugungstrunken hingesunken die Geliebte ihn umschlingt;
Blühend, glühend, stolz und sprühend Welt auf Welt
der Boden bringt." (Gespräche S. 331.)

Gott im Dichter bringt Welt auf Welt, er bringt die Götter hervor, die in der Geschichte sind und darum „Götterleichen" werden müssen, über die mit neuen Bildschöpfungen die gleiche dichterische Kraft hinwegschreitet, wirkend in die Geschichtszeit aus der Ewigkeit des göttlichen Ursprungs.

Aus der Verwirklichung der Aufgabe, die Paul Ernst sich und den Dichtern seiner Zeit stellt, als zeitgemäße Darstellung Gottes im Ringen der Götter Christus zu dichten, kann Christus nur noch als dichterisches Bild, als Zeichen der schöpferischen Kraft emporsteigen. Er ist nicht mehr der Heiland in seiner wirklichen, geschichtlichen Wundererscheinung, der für alle Zeit die Welt erlöst hat. Es harren seines Endes als zukünftige Ausgeburten der dichterischen Kraft und Phantasie noch unzählige weitere Götter. „Und wen wir unsern Blick höher richten, dann sehen wir über diesen Göttern [gemeint ist ein Himmel aller aus der Mythologie vertrauten Gottheiten, in den auch Dichter und Philosophen wie Homer, Sophokles, Parmenides, Plato, Kant und Schiller als Götter Einlaß gefunden haben] unsern christlichen Gott thronen; sein göttlicher Sohn sitzt ihm zur Rechten und blickt gütig auf uns nieder; er ist der Gott, den wir ersehnen, den wir glauben wollen. Aber im Raume über unserm christlichen Gott, undeutlich sichtbar, erkennen wir einen neuen Gott; von ihm wissen wir noch nichts, wir beginnen ihn nur zu ahnen. Wird nicht auch über diesem geahnten Gott wieder ein neuer Gott thronen, wird nicht eine unzählbare Reihe bis in die Unendlichkeit gehen?"[3]) (Zusammenbruch S. 274).

Der Gedanke Paul Ernsts: „Ich weiß doch, daß unser Erlöser nichts ist, als unsere eigene Seele" (Gespräche S. 289) besagt, auf seine Kunstauffassung übertragen, daß Dichtung und Dichter die Erlöser der Welt sind. Dichtung überwindet den Zwiespalt von Schein und Sein, indem sie den Weltstoff und seine Beschränkung durch die göttliche Form unter die Botmäßigkeit der wahrhaft ewigen, schöpferischen Kraft ordnet. Man braucht sich nach dieser Erkenntnis nicht mehr zu scheuen, die Grundlegung des dichterischen Amtes bei Paul Ernst als eine Unfehlbarkeitserklärung, eine Apotheose der Dichter zu bezeichnen. Was seine Theorie ängstlich verschweigt, sagen die genannten Dichtungen: der Dichter ist sein eigener Gott. Dieses Verständnis ist besonders aus den beiden Schlußgedichten des „Heiland" eindeutig zu gewinnen. Christus spricht:

---

[3]) Vom Verf. gesperrt.

„. . . Ich bin ja nicht, ich war ja nicht, es ist ein Traum,
Der aus des Dichters Seele sich gelöst hat hoch zum Himmelsraum;
Was sind die Menschen denn, der Berg, was ist denn Wirklichkeit
und Schein?
Es glaubt der Mensch an sich und Welt, und alles ist in Gott allein;
Das Dichten ist und Bilden ist in Gott, in Gott ist Klang und Licht.
Doch wie die Welt in Gott nur ist, ist Gott und Welt nur im Gedicht."
(Der Heiland S. 145.)

Dieser Meinung, daß Gott nur im Dichter ist und der Dichter in Gott, dient die „göttliche" Gnade des Dichtenkönnens zum Argument. So persönlich wie dieses Argument, ist aber schließlich auch der Künstlergott Paul Ernsts. Die Dichtung ist keine Funktion des Göttlichen mehr, sondern das Göttliche ist eine Funktion der Dichtung. Der Dichter ist nicht ein Gott empfangendes menschliches Geschöpf, sondern Gott ist die menschliche Schöpfung des Dichters. Es fragt sich nur, ob die vielmals geäußerte „Demut" vor dem Schaffensgeheimnis echte Frömmigkeit, Zurücknahme einer mit Schauder geahnten Hybris oder die Flucht vor dem ist, womit jede Hybris am Ende aufwartet: die völlige Verzweiflung? Paul Ernst hat für diese Haltung bei sich das Wort G l a u b e. Dem Gottesbilde seiner Dichtung fehlt allerdings die Ueberzeugungskraft, welche Glauben erweckt und den Menschen auf dem Wege durch das Erlebnis des Götterbildes in die bildlose Tiefe Gottes führt. Götter lassen sich nicht machen nach Einsicht in eine religiöse Werteigenschaft der Dichtung, die zur geschichtlichen Aufgabe umgeformt wird. Gerade der „Heiland" Paul Ernsts beweist mit nahezu erschütternder Eindringlichkeit, daß die Geheimnisse des Göttlichen sich nicht erzwingen lassen durch den reinen Willen allein, auch wenn er sich dem „Höchsten" verschrieben hatte. Die Gnade waltet nicht über einem solchen Götterbilde, weil sie wohl nie dort sein kann, wo der Verstand sie planend durch seine vermessene Gleichsetzung von Dichter und Gott vorweggenommen hat oder wo die dauernde Möglichkeit einer Vorwegnahme in so verhängnisvoller Nähe liegt.

Schluß.

„Die Ziele der Kunst werden durch das Weltgefühl gesetzt" (Credo S 180). An die Zielsetzung gehalten, die Paul Ernst der Dichtung in seinem theoretischen Werke gibt, bewahrheitet sich dieser Satz restlos. Aus dem persönlichen Weltgefühl Paul Ernsts stammen die Gesetze, die er als „objektive" ethische Schaffensanleitung der eigenen Dichtung voranstellt und auf die er auch seine Zeitgenossen verpflichten zu müssen glaubt. Es soll hier abschließend der Versuch gewagt werden, dieses Weltgefühl in einer knappen Umschreibung noch einmal darzubieten, nachdem unsere Abhandlung es in seiner ganzen Breite vorgeführt hat.

Nicht die Beantwortung der Frage nach Welt, sondern schon ihr Ansatzpunkt scheidet für Paul Ernst die Menschen in schöpferische und unschöpferische.

Für die einen hat Welt nicht den Sinn des real Vorhandenen, sondern sie erweisen vor sich ihre Kraft und Bestimmung darin, selber Welt zu bilden, sei es durch Dichtung, sei es durch herrschaftliches Handeln[1]). Sie setzen ihre Gefühle und Werte als Gefühle und Werte einer Welt, sie begründen damit „ihre" Welt. Sie überwinden durch die Bildung ihrer Welt das Nichts, sie schaffen es ständig um zu etwas. So wie aber in jedem Augenblick der Weltbildung sowohl das Nichts, als auch das Alles, nämlich die von ihnen gesetzte Welt vorhanden ist, erlebt wird – so wird in jedem Augenblick der Zweifel überwunden durch den Glauben und der Glaube anheimgegeben dem Zweifel. Aus Glaube und Zweifel entsteht das Werk, entsteht eine Welt. Die Schöpfer dieser Welt sehen eine Rechtfertigung des von ihnen aus dem Nichts Geschaffenen darin, daß sie es nicht als ein Absolutum setzen. Ihre Furcht vor der Lüge darin ist so groß, daß sie wie ihre Welt, so auch deren Bildner, den Menschen als Existenz in der Frage stehen sehen (auch er ist kein Festes und hat keine Norm). Antwort auf diese Frage ist jeweils das Handeln in der Notwendigkeit des schöpferischen Berufes. Die Frage wird also beantwortet nicht durch ein Sein, sondern durch ein Werden. Da die Richtung des Werdens dem Menschen, der es bestimmt, verborgen bleibt, antwortet auf eine Frage eine Frage. Da man dichtet nur im Vorgang des Schaffens, kann die Frage nach dem Sinne des dichterischen Berufes nur der Hinweis auf die Macht eines stets neuen, weil immer im Werden befindlichen Lebensgefühls sein. Da dieses zur Voraussetzung den Menschen besonderer (Paul Ernst sagt: höherer) Art hat, kann es anerkannt werden nur von denen, die dem Dichter seinen Anspruch auf Weltbildung

[1]) Daher die Vorliebe Paul Ernsts für den „König" als höchste menschliche Daseinsform nächst dem Dichter.

zuerkennen. Der Dichter findet tiefes Verständnis des Berufes nur bei einer Gemeinde. Trotzdem erlegt das schöpferische Amt der Weite seines Wirkungsanspruches keine Beschränkung auf. Es versteht sich als Inbegriff des göttlichen Wesens und folgert daraus Recht und Pflicht, die umfassende natürliche Daseinsgemeinschaft der Menschen als das geistige Wirkungsfeld seiner künstlerisch-herrscherlichen Tätigkeit zu behandeln. So ist „Volk" für Paul Ernst keine vorhandene, absolute Wirklichkeit, sondern ein Stoff, der zu seiner Formwerdung des schöpferischen Willens und der schöpferischen Fähigkeit des großen Dichtergeistes bedarf.

Der schöpferische Beruf bestimmt sich bei Paul Ernst in der kämpfenden Abhebung von den Menschen unschöpferischen Gepräges.

Sie, die a n d e r e n , suchen keine Welt zu erfinden wie die Dichter, sondern sich in einem sie Umgebenden, außer ihnen Bestehenden, in d e r Welt zurechtzufinden. Sie suchen Wege in einem erforschbaren Gelände und suchen sie mit Hilfe der unbestechlichen Vernunft und des Verstandes, den jeder hat und der darum geeignet ist, in einer Welt, die auch jeder hat, die Orientierung für den einzelnen und die Verständigung zwischen allen zu übernehmen. Die Gesetze dieser Welt der allgemeinen Verständigung werden nicht gegeben, sondern irgendwo aufgespürt in den Dingen und dem, was man unter Kräften versteht. Den Gipfel der Bemühung erreicht man mit der „Fiktion" Gottes, der einmal diese Welt gezaubert und sie dann der Zeit und ihrem Geschick überließ, wobei unter Umständen vermutet werden darf, daß er auch heute noch in der Welt wirkt. Der Mensch hat an dieser Welt insofern teil, als er sich um die Erkenntnis ihrer Gesetze bemühen muß, die ein für allemal gefunden werden können, was der vereinten Anstrengung von Menschheitsgeschlechtern auch sicherlich gelingen wird, wie man hofft. So erhebt man die Bestätigung des eigenen Unvermögens, schöpferisch zu sein, sich selbstmächtig Sinn zu geben, zu einem Glauben mit religiöser Weihe. Von den Dichtern verlangt man in dieser so beschaffenen Welt die Unterordnung unter das Schema der „geheiligten" Endlichkeit, Armut und Feigheit des Menschen.

Die Scheidung der Menschen in schöpferische und unschöpferische, in Dichter und ihre Folger oder Widerstrebende läuft als geschichtlicher Zug, als geistiger Niederschlag einer der Dichtung und aller wahren Kunst ungünstig gesonnenen Zeitenlage durch das theoretische Werk Paul Ernsts hindurch. Aus dem verzehrenden Kampfe um die Beseitigung der ungeheuren Zwiespältigkeit des ihn umgebenden Lebens, durch eine bis zum Fanatismus getriebene Besinnung über die Aufgabe der Dichtung erhält dieses Werk Paul Ernsts seinen Sinn. Die Höhe des Zieles erklärt Stärke und Schwäche eines verantwortungsbewußten Dienstes an ihm. Die lastende Vorstellung von der inneren Richtungslosigkeit einer entgötterten Zeit verführte zu einer Ueberschätzung der Dichtung durch den sittlichen Willen oder zu einer Fehlschätzung. Sie hatte aber auch im Gefolge die Unterschätzung alles Wirklichen, das erst durch L i e b e , und nicht durch Verachtung in das dichterische Wort

verwandelt wird. Eros, die liebende Mittlerschaft zwischen bildendem Geiste und bildsamer Welt, ist in dem Werke Paul Ernsts nicht eingekehrt, was die Theorie als betont herausgekehrtes Machtgefühl der Wirklichkeit gegenüber, die Dichtung aber in jenem Mangel an vollendet geformter, lyrischer Glut zeigt, die immer Anzeichen einer objektiveren Bindung des Dichterherzens an den Herzschlag der Welt ist.

Der überall sichtbare Sprung zwischen Wirklichkeit und Dichtergeist, den weder die Theorie noch die Dichtung durch Verkündung einer völlig glaub- und seinswürdigen dritten Welt geheilt hat, erklärt auch die Nicht-Bedeutung der Sprache bei Paul Ernst. Nirgendwo ist ein Wissen um ihr blühendes Eigenleben verraten worden, das unabhängig vom dichterischen Willen aller Schöpfung ihren Geheimnisglanz schenkt. Wie die Wirklichkeit bei Paul Ernst ist sie nicht, sondern sie bedeutet nur. Diese idealistische Verkennung der Sprache ist außerhalb des theoretischen Werkes durch die Dichtungen Paul Ernsts belegt. Sie sind Begriffsdichtungen ohne zwingende Wortgewalt. Das streng planende Bewußtsein der sittlichen Natur schließt die ergreifende Wärme seines obersten Tatmittels, der Sprache, aus. Aber auch der persönliche Hang Paul Ernsts zur Tragödie, worin sich die Unversöhnbarkeit der Gegensätze seiner Zeit und seine sittlich strebende Lebensauffassung widerspiegelt, gleicht nicht dieses mangelnde Wissen seines Werkes aus: daß theoretische und praktische Verkennung der Sprache einen schweren Seinsverlust der Dichtung darstellt.

Alle diese beanstandeten, der Dichtung angetanen Zwänge gründen aber in der einen Tatsache: Paul Ernst kennt nur eine Dichtung, die vom Bewußtseinsstrome eines außerordentlichen Herrschaftsanspruchs getragen wird. Die Entgegensetzung von schöpferisch und unschöpferisch, von göttlich und widergöttlich, von undogmatisch und dogmatisch zeigt, wofür sich diese Dichtung einsetzt und wogegen sie sich wendet. Ihr höchst subjektiver Ursprung sucht sich durch Herrschaft objektiv zu machen. Gegen die echte Innerlichkeit, durch die Dichtung allein zur Herrscherin wird, hat sich Paul Ernst vielleicht durch die denkerische Streitbarkeit seiner Haltung, in der vieles Notwendige nicht gedeihen konnte, allzusehr vergangen. Aus diesem Vergehen wächst die Grenze der Gültigkeit seines Werkes, wie es daneben auch Rückschlüsse über den Umfang seines dichterischen Talentes gestattet.

Trotzdem wird seiner leidenschaftlichen Anwaltschaft für die ewige Geltung der Dichter diese und eine kommende Zeit einen gerechten Dank wissen müssen.

Literatur-Verzeichnis.

I. Werke von Paul Ernst:

1. Gesammelte Werke in 19. Bdn. München (bei A. Langen und G. Müller) Darunter hauptsächlich: „Theoretische Schriften".
   a) Der Weg zur Form
   b) Ein Credo
   c) Tagebuch eines Dichters
   d) Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus
   e) Grundlagen der neuen Gesellschaft
   f) Erdachte Gespräche

Außerhalb der Gesammelten Werke erschienen:

2. Die Zerstörung der Ehe. Darmstadt 1917
3. Geist, werde wach! Ein Aufruf zur Revolution München 1921
4. Zusammenbruch und Glaube. München 1922
5. Das Kaiserbuch. Ein Epos in drei Teilen. 6 Bde.
   1. Bd. München 1923
   2.-6. Bd. Vereinigung für die Paul-Ernst-Spende Ebersberg. 1926/28
6. Der Heiland. München 1930
7. Jugenderinnerungen. München 1930
8. Jünglingsjahre. München 1931
9. Beten und Arbeiten. Gedichte. München 1932
10. Das Glück von Lautenthal. Roman. München 1933
11. Gedichte und Sprüche. München 1935
12. Der unvollendete letzte Roman. Gedruckt für die Mitglieder der Paul-Ernst-Gesellschaft im Jahre 1935

Aufsätze

13. Die wissenschaftliche Organisation. In: Deutsches Volkstum. I. Bd. 1929, S. 177 ff.
14. Hugenberg und der Geist in Deutschland. Ebda. II. Bd. 1929, S. 754 ff.
15. Zeitwende und Führermangel. Ebda. S. 803 ff.
16. Nachwort zu Thackerays Vanity Fair. Dichtung und Volkstum, Heft 2/3, 1935, S. 303 ff.
17. Das Handwerk des Märchens. Ebda. Heft 4, S. 385 ff.
18. Der Dichter und die Form. Vortrag. Märzheft 1936 der „Neuen Literatur"

II. Literatur über Paul Ernst
(Dieses Verzeichnis erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da der größere Teil der vorhandenen Literatur über Paul Ernst an Dissertationen, Abhandlungen und Aufsätzen wegen ihres nichteinschlägigen Charakters für die vorliegende Arbeit nicht aufgeführt wird.)

1. Faesi, Robert: Paul Ernst und die neuklassischen Bestrebungen im Drama. Leipzig 1912
2. Göpfert, Herbert Georg: Paul Ernst und die Tragödie. Leipzig 1932
3. Jahrbuch der Paul-Ernst-Gesellschaft 1933. 1934
4. Jahrbuch der Paul-Ernst-Gesellschaft 1936
5. Linden, Walther: Paul Ernst. Das Weltbild des Denkers. In: Zeitschrift für Deutschkunde. März 1936, S. 145 ff.
6. Lukacs, Georg von: Metaphysik der Tragödie (In: Die Seele und die Formen). Berlin 1911
7. Potthoff, Adolf: Paul Ernst. Einführung in sein Leben und Werk. München 1935

Inhaltsverzeichnis.

Lebenslauf.

Ich, Wilhelm Löw, wurde am 20. April 1911 in Hilchenbach, Kreis Siegen, als Sohn des Karl Robert Löw und seiner Ehefrau Emilie, geb. Mengel, geboren. Ich besitze die deutsche Staatsangehörigkeit und bin evangelischen Bekenntnisses.

Meine Schulbildung erhielt ich in Hilchenbach. Nach fünfjährigem Besuch der Volksschule (von Ostern 1917 bis Ostern 1922), trat ich in die Rektoratsschule ein, deren Sexta und Quinta ich absolvierte (von Ostern 1922 bis Ostern 1924). Danach wurde ich in die Untertertia der Jung-Stilling-Schule, einer deutschen Oberschule in Aufbauform, aufgenommen, der ich sechs Jahre bis zur Reifeprüfung angehörte (von Ostern 1924 bis Ostern 1930).

Das Ziel meines Universitätsstudiums waren die Prüfung für das höhere Lehramt in Preußen und die Doktorprüfung. Zu diesem Zwecke besuchte ich die Universitäten Marburg (S.-S. 1930), Münster (W.-S. 1930/31 bis W.-S. 1931/32), Kiel (S.-S. 1932 und S.-S. 1933), Freiburg (S.-S. 1934) und Marburg (W.-S. 1934/35 bis W.-S. 1935/36). Für das S.-S. 1935 ließ ich mich von der Universitätsbehörde in Marburg beurlauben, um dann am 26. November 1935 exmatrikuliert zu werden. Mein Studium erlitt zwei Unterbrechungen. Das Wintersemester 1932/33 konnte ich wegen einer Erkrankung nicht auf der Universität zubringen. Im Wintersemester 1933/34 war ich als Führer des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes in verschiedenen Lägern und an der Reichsschule Potsdam als Teilnehmer des ersten Feldmeisterlehrgangs tätig. Ich schied als Unterfeldmeister aus, um mein Studium zu Ende zu führen.

Ich studierte vornehmlich Deutsch, Geschichte und Philosophie und hörte die Vorlesungen oder nahm teil an den Uebungen folgender Universitätslehrer: Ahrens, Bause, Becker, Brüggemann, Deutschbein, Diffené, Eitel, Fehrle, Gadamer, Heidegger, Hestermann, O. Hoffmann, Hölker, Jaensch, Keller, von Klocke, Liepe, Mayne, Mandel, Mason, Michael, Mitzka, Mommsen, Mulert, G. Müller, Münzer, Parker, C. Petersen, Plenge, Ritter, Rörig, Schmidlin, Schulte-Kemminghausen, Schwantes, Schwietering, Stengel, Tait, Voigt, Vogt, Volkmann, Wagner, Wätjen, Weinhandl, Witkop, Wolf, Wrede, Wust, Zechlin.

Am 20., 27. und 28. Mai 1937 unterzog ich mich der wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen. In der Zeit nach der Staatsprüfung vollendete ich meine Doktordissertation. Die mündliche Doktorprüfung bestand ich vor der philosophischen Fakultät der Universität Marburg am 27. April 1938. Seit dem 1. August 1938 ist Berlin mein ständiger Wohnsitz.